Blindheitsleid und Glücksgefühl

von

Rudolf Kraemer-Heidelberg

Verlag des Reichsdeutschen Blindenverbands E. V.
Berlin SW 61, Belle-Alliance-Str. 33

Berlin 1929

BJ 1480
K855

M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND

Blindheitsleid und Glücksgefühl

von

Rudolf Kraemer-Heidelberg

Verlag des Reichsdeutschen Blindenverbands E. V.
Berlin SW 61, Belle-Alliance-Str. 33

Berlin 1929

BJ 1480
.T855
Copy 1

Auf allen Betätigungsgebieten des menschlichen Geistes gibt es anerkannte Glaubenssätze, sogenannte Dogmen, die als ewige unerschütterliche Wahrheit hingenommen werden und über deren Richtigkeit noch nicht nachgedacht worden ist oder nicht mehr nachgedacht wird. Zum Wesen des Dogmas gehört aber, wenn man von der reinen wertfreien Wissenschaft absieht, noch ein zweites: die Tatsache nämlich, daß es nicht nur erkenntnismäßig sondern auch gefühlsmäßig im Bewußtsein seiner Anhänger fest verankert ist. Es handelt sich dabei meist um einen Gedanken oder einen Grundsatz, der den Gläubigen schon durch die Gewohnheit und durch bequeme Faßlichkeit lieb geworden ist und der in irgendeiner Beziehung einem bestehenden Bedürfnis entgegenkommt. Daher wehe dem Ketzer, der einen mit zäher Liebe behüteten Glaubenssatz zweifelssüchtig oder umstürzlerisch angreift! Nun wird aber zuweilen der Wahrheitsgehalt oder die Zweckmäßigkeit eines Dogmas durch den Wandel der Erkenntnis oder die Entwicklung der Dinge eingeschränkt oder zerstört. So kann es kommen, daß sich der Glaubenssatz im Laufe der Zeit auch als Fessel und Gespenst auswirkt. Seine Beseitigung stellt dann nicht bloß einen Vorgang der Zersetzung und Zertrümmerung dar, sondern zugleich auch eine Befreiungstat.

Da steht nun auch über dem Dasein des Blinden auf eherner, nie erschütterter Tafel ein seine gesamte Erscheinung durchdringender und beherrschender Satz, der da lautet: „Blindheit ist das größte Unglück". Ihren klassischen Ausdruck hat diese Auffassung bekanntlich in dem viel gehörten Schillerwort gefunden[1]) „Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück". Wohl mit Rücksicht auf die dichterische Wirkung geht die Schillersche Prägung in der Einschätzung des Blindheitsleides allerdings über den allgemein üblichen Standpunkt noch hinaus. Denn es gibt immerhin zwei Dinge, die fast durchweg für noch schlimmer als das Blindsein gehalten werden: Wahnsinn und Tod. Auch in der geltenden Rechtsordnung spiegelt sich die so gekennzeichnete herrschende Meinung wider: Unter den Tatbeständen der schweren Körperverletzung zählt § 224 unseres Strafgesetzbuchs die Zerstörung der Sehkraft an zweiter Stelle auf vor der Vernichtung des Gehörs, der Sprache und der Zeugungsfähigkeit, auch vor der schweren Entstellung und vor dem

[1]) Wilhelm Tell, 1. Aufzug 4. Szene, Melchthal.

Verfallen in Siechtum, Lähmung oder Geisteskrankheit. Auf eine genauere Formel gebracht, geht also die allgemeine Ueberzeugung dahin, daß die Blindheit dem Betroffenen mehr Lust entziehe und mehr Leid bringe als die anderen, damit etwa vergleichbaren Schicksale, abgesehen vom Sterben und vom Wahnsinn. Diese Auffassung wollen wir zunächst einmal auf ihre Richtigkeit hin prüfen und die Untersuchung der Frage, wie sie zustande gekommen ist und warum sie festgehalten wird, für später zurückstellen. Dabei soll die gestellte Aufgabe nicht mit dem schweren Rüstzeug der zuständigen Fachwissenschaft angegriffen werden, das durch seine Schwerfälligkeit leicht auch hemmend und bindend auf den Zug der Gedanken einwirken kann, sondern ganz schlicht menschlich und ohne Scheu davor, einfältig zu fragen und Gemeinplätze auszusprechen, wenn uns das vorwärts bringt. Nur insofern wollen wir das wissenschaftliche Verfahren beibehalten, als wir uns auf der Suche nach der Wahrheit durch keinerlei Rücksichten auf die Annehmlichkeit oder Zweckmäßigkeit einer Feststellung oder auf irgendwelche Bedenken über ihre Statthaftigkeit beirren lassen.

In der zur Erörterung stehenden Behauptung, die Blindheit raube dem Betroffenen jegliches oder außerordentlich viel Glück, hat das Wort „Glück" offenbar die Bedeutung von „Lustempfindung". Das führt zu der Frage: Wodurch kommt eine solche zustande und in wieweit kann sie durch den Mangel des Sehvermögens beeinträchtigt werden?

Der Ursache nach gesondert gibt es, soviel ich sehe, vier deutlich unterscheidbare Gruppen von Lustempfindungen oder Beglückungsmöglichkeiten. Wenn wir von der nächstliegenden Tatsache ausgehen, daß die Befriedigung eines vorhandenen Bedürfnisses stets lustvoll empfunden wird, dann stoßen wir sofort auf zwei im Wesen gleiche, in der Gestalt aber verschiedene Glücksarten, die man als „Sinnenglück" und als „Freuden" bezeichnen kann, je nachdem es sich dabei um die Stillung entweder eines körperlichen oder eines geistigen Triebes handelt. Aus der ausschließlich oder vorwiegend im Bereich des Körpers liegenden Bedürfnisbefriedigung ergibt sich also die erste als Sinnenglück bezeichnete Gruppe von Lustempfindungen, während die mehr im Bereich des Geistes gelegenen Wunscherfüllungen unter der Bezeichnung „Freuden" die zweite Gruppe darstellen. Für beide Gruppen, mithin für das gesamte unendlich weite Gebiet der Bedürfnisbefriedigungen gelten nun folgende, für uns wichtige Regeln: Die Tiefe des mit der Erfüllung einhergehenden Glücksgefühls entspricht jeweils der Stärke des darauf hindrängenden Wunsches. Die Wahrnehmung eines Bedürfnisses äußert sich im Bewußtsein immer als Unlustempfindung. Solange ich noch irgendeinen ungestillten Trieb, irgendeinen Wunsch fühle, bin ich nicht vollkommen zufrieden, nicht vollkommen glücklich. Das Ausbleiben der Bedürfnisbefriedigung macht sich umso unangenehmer fühlbar, steigert sich umso mehr zum Leiden, zum Schmerz, je stärker das unerfüllte Sehnen drängt.

Indessen besteht zuweilen die Möglichkeit, daß ein Trieb, der in seiner ursprünglichen Richtung nicht befriedigt werden kann, auf ein benachbartes Gebiet umgeleitet, „sublimiert" wird, wo er dann zu einer mehr oder weniger vollkommenen Lösung gelangt. Wenn ein sehr starker Drang dauernd ungestillt bleibt, können daraus allerdings auch, wie die psychoanalytischen Schulen lehren, sehr bedenkliche Störungen der Gesundheit oder des seelischen Wohlbefindens erwachsen. Insbesondere wird die Entstehung nervöser Erkrankungen — der sogenannten Neurosen — von den Psychoanalytikern regelmäßig auf solche Triebhemmmungen zurückgeführt.[1])

Wenn wir uns nun der ersten Gruppe der Lustempfindungen zuwenden, müssen wir also die körperlichen Triebe näher betrachten: das Bedürfnis nach Atmung, Ernährung, geschlechtlicher Befriedigung, nach Schlaf, Ruhe und Bewegung, nach Kälte- und Wärmeschutz und nach Wahrnehmung von Sinnesreizen. Zu beachten ist hier der Umstand, daß das für die Erhaltung des Lebens jeweils notwendigere Bedürfnis die weniger dringlichen Wünsche aus dem Bewußtsein verdrängt. So empfindet der Ertrinkende nur einen einzigen urgewaltigen Drang: Luft! Luft! Für ihn gibt es daher auch bloß noch ein einziges Glück, das des ungestörten Atemholens. Im Bereich des Körperlichen macht sich also eine Triebhemmung mit umso größerer Unlust bemerkbar, je lebenswichtiger die Befriedigung des gestauten Dranges ist. Gerne vermerken wir daher hier die Tatsache, daß die Erfüllung der körperlichen Lebensnotwendigkeiten durch die Blindheit in keiner Weise gehindert wird: weder die Atmung noch die Ernährung, weder der Schlaf noch der Schutz des Körpers durch Kleidung und Obdach. Dagegen ließe sich vielleicht einwenden, daß die Beschaffung von Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Wohnräumen sehr wohl durch das Gebrechen erschwert oder unmöglich gemacht werden können infolge der vielfach damit verbundenen Erwerbsunfähigkeit. Indessen ist bekanntlich heutzutage bei uns niemand der Gefahr des Verhungerns oder Erfrierens ausgesetzt, weil ja im Notfall die öffentliche Fürsorge jene Dinge dem Hilfsbedürftigen mindestens in dem für die Sicherung des Daseins erforderlichen Maße gewähren muß. Ebenso wenig wird die Befriedigung des Geschlechtstriebs durch das Blindsein unmittelbar beeinträchtigt, auch nicht in den Fällen, wo der Blinde mit einem sehenden Partner zur Paarung gelangt. Auch beim Vollsinnigen ist ja das Sehvermögen an dem eigentlichen körperlichen Liebesspiel nur ganz unwesentlich, meist garnicht beteiligt; Getast, Geruch und Hautsinn spielen hier auch beim Sehenden die Hauptrollen,[2]) also Sinnesreize vorwiegend solcher Art, auf die das Bewußtsein des Blinden mit verschärfter Aufmerksamkeit eingestellt zu sein pflegt.

---

[1]) Vergl. die Schriften von Siegmund Freud, Alfred Adler, C. Jung u. a.

[2]) Vergl. Van de Velde, Die vollkommene Ehe.

Nur auf der Vorstufe der geschlechtlichen Betätigung, bei der Annäherung, kommt dem Gesichtssinn allerdings regelmäßig die vorherrschende Bedeutung zu. Darin liegt aber für die Blinden kaum eine Erschwerung; denn die Aufgabe des Sehvermögens wird hier unschwer von anderen Sinnen, insbesondere vom Gehör, übernommen und außerdem kommt ja das Annäherungsgetändel als Vorbedingung für die geschlechtliche Befriedigung nur verhältnismäßig selten, nur bei der Liebeswahl und bei der Anbahnung entsprechender Beziehungen in Betracht, später nicht mehr.

Mittelbar werden die Gelegenheiten zur Triebentladung durch die Blindheit allerdings erheblich eingeengt, schon aus dem Grunde, weil ein gewisser Teil auch der erwachsenen Blinden — etwa ein Fünftel — in Anstalten lebt, wo die natürliche geschlechtliche Betätigung grundsätzlich ausgeschlossen ist, und weil die blinden Mädchen in der Regel nicht heiraten können. Liegt in solchen Fällen eine starke Bedürftigkeit vor und gelingt die Triebableitung auf ein anderes Gebiet nicht, dann kann das Gebrechen zur mittelbaren Ursache häufiger Unlustempfindungen werden, wie sie sich in der Wahrnehmung der Triebstauung fühlbar machen. Indessen bietet aber auch das sehende Auge keineswegs eine Gewähr für hemmungslose Geschlechtsbefriedigung. Auch der sehende Mensch ist, von seltenen Ausnahmen abgesehen, zu dauernden Wunschverdrängungen und Verzichten genötigt. Im Vergleich mit den für die Vollsinnigen durchschnittlich bestehenden Möglichkeiten und Gewohnheien des Geschlechtsverkehrs bewirkt somit das Blindsein wohl für den größeren Teil der Betroffenen nur eine unerhebliche Verringerung oder Erschwerung der Gelegenheiten und als Folge davon möglicherweise eine entsprechende Steigerung des Ungemachs.

Bei der Betrachtung der Glücksmöglichkeiten im Bereich der körperlichen Bedürfnisbefriedigung kommen wir nun zu der hier wichtigen Frage: Ruft das Sehen an sich — also ohne Rücksicht auf die Wahrnehmung bestimmter Gegenstände — eine Lustempfindung hervor? Gibt es ein Bedürfnis nach Lichtreizen, einen Lichthunger? Gewiß, der Sehende empfindet eine solche Lichtsehnsucht, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß eine bestimmte Zeit lang kein Licht in sein Auge gedrungen ist. Nimmt man ihm die Binde ab oder steigt er aus dem dunklen Verlies empor, so wird er die Tageshelle einen Augenblick lang, vielleicht auch ein paar Augenblicke lustvoll empfinden. Nach ganz kurzer Zeit aber ist ihm das Sehen an sich wieder zur Selbstverständlichkeit geworden, die sich weder angenehm noch unangenehm bemerkbar macht. Die in der Lichtempfindung liegende Glücksmöglichkeit ist also beim Vollsinnigen ihrer Natur nach äußerst flüchtig, äußerst selten und kann nur auf Grund und im Verhältnis einer vorhergegangenen Triebstauung, eines vorhergegangenen Lichtentzugs erlebt werden. Die Sehenden um dieses bißchen Sehlust zu beneiden, dazu haben wir Blinde sicherlich keinen Grund. In gewissen, allerdings ebenso seltenen Fällen kann das

Sehen sogar mit einer Unlustempfindung verbunden sein: bei starker Ermüdung oder langdauernder greller Beleuchtung. Dann stellt sich geradezu ein Wunsch nach Dunkelheit, nach vorübergehender Blindheit ein; dann kann auch die Lichtlosigkeit ein paar Augenblicke lang als Glück genossen werden. Daß aber im allgemeinen die Helle als erfreulich und die Finsternis als unerfreulich gilt, geht schon aus den entsprechenden Prägungen des Sprachgebrauchs hervor: helle Freude, düstere Stimmung, finstere Menschen, lichte Gedanken. Weiß als Farbe der größten Helligkeit bezeichnet die Fröhlichkeit, schwarz die Trauer.

Bei Prägung des oben erwähnten Wortes vom großen Blindheitsleid hat Schiller in erster Linie an den durch Lichtentzug hervorgerufenen Lichthunger gedacht. Denn im unmittelbaren Zusammenhang damit heißt es an der betreffenden Stelle: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges! Alle Wesen leben vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf — die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte." Damit befindet sich der Dichter in vollkommener Uebereinstimmung mit der allgemeinen Auffassung, die ebenfalls das Wesen des Blindheitsunglücks in einer ungestillten Lichtsehnsucht erblickt, womit sie allerdings, wie sich aus den folgenden Ausführungen ergeben wird, in einem gewaltigen Irrtum befangen ist.

Wir stehen nun also vor der Frage: In wieweit werden die Blinden durch Lichthunger gequält? Da ein solcher, wie dargetan, nur durch Unterbindung des Sehens entsteht und mithin Sehfähigkeit voraussetzt, kann er bei Blindgeborenen oder in frühester Kindheit Erblindeten, die keine Erinnerung an ihre Sehzeit mehr haben, überhaupt nicht vorkommen. Natürlich besteht auch bei diesen die Möglichkeit, daß, durch Schilderungen angeregt, sich ab und zu der Wunsch einstellt, auch einmal Licht wahrzunehmen. Dabei handelt es sich dann aber nicht um einen aus sinnlicher Triebhemmung entstandenen Drang, sondern nur um einen aus der Geistestätigkeit, aus der Phantasie geborenen Wunsch, der in seiner Gefühlsbetontheit den bekannten Luftschlössern gleichkommt, einmal das große Los zu gewinnen oder auf einem Flugzeug in den Weltenraum vorzudringen oder eine weltbewegende Erfindung zu machen. Von einer das seelische Wohlbefinden beeinträchtigenden Lichtsehnsucht kann also bei Blindgeborenen und sehr früh Erblindeten niemals die Rede sein.

Wenn dagegen jemand nach erlangter Erinnerungsfähigkeit das Augenlicht verliert, dann wird sich, wie ich annehme, regelmäßig ein richtiges Lichtbedürfnis als Folge des Lichtentzugs einstellen und zwar um so deutlicher, je schneller das Erlöschen der Sehkraft vor sich gegangen ist, am stärksten mithin bei der Verletzungserblindung. Aber auch in diesen Fällen scheint der Lichthunger ziemlich schnell abzuglimmen wohl unter dem Eindruck der Ueberzeugung von der Aussichtslosigkeit. Denn im Gegensatz zu den auf dem Stoffwechsel beruhenden Bedürfnissen, die durch Stauung immer mehr gesteigert werden, tritt bei den ausschließlich im Bereich der Sinnestätigkeit

liegenden Wünschen im Falle der Nichtbefriedigung eine allmähliche Abschwächung ein. Ich habe noch nie einen Blinden über quälende Lichtsehnsucht klagen hören. (Auch aus meinem eigenen Leben kann ich mich nicht erinnern, jemals solche Empfindungen gehabt zu haben, obwohl ich während der Kindheit auf einem Auge einen Sehrest von etwa $^1/_{20}$ der gewöhnlichen Sehschärfe besaß, der dann zwischen dem 15. und dem 25. Lebensjahr in einer äußerst langsamen, mir kaum zum Bewußtsein kommenden Entwicklung völlig verloren ging.) Der Lichthunger ist demgemäß, soweit er bei Blinden überhaupt vorkommt, eine ihrer Natur nach rasch vorübergehende Folgeerscheinung nicht der Blindheit, sondern der Erblindung. Schließlich müssen wir uns hier der oben vermerkten Tatsache erinnern, daß die feineren, weniger dringlichen Bedürfnisse stets durch die gröberen, lebenswichtigeren aus dem Bewußtsein verdrängt werden. Wer mit dem Atem oder mit dem Schlaf ringt, wer stark ausgehungert oder ermüdet ist, wer friert oder unter großer Hitze leidet, der wird keine Lichtsehnsucht spüren können, solange er unter dem Bann dieser mächtigeren Körperbedürfnisse steht.

Wenn wir nunmehr die zweite Gruppe der Lustempfindungen, die durch Befriedigung vorwiegend geistiger Wünsche vermittelten Freuden, betrachten, so betreten wir damit den eigentlichen Bereich des Blindheitsleides. Denn hier — und eigentlich nur hier — machen sich sehr mannigfaltige, durch das Gebrechen bedingte Triebhemmungen bemerkbar. Obenan, sowohl in der Wichtigkeit wie auch bezüglich der Drosselung durch die Blindheit, steht hier das Tätigkeits- und das Geltungsbedürfnis. Ein gemeinsames Feld der Auswirkung haben diese beiden Triebe bekanntlich in den Gebieten von Beruf und Liebhaberei, Sport und Spiel, Politik und Geselligkeit. In der neuzeitlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gibt es ja leider Gottes nicht einen einzigen Beruf, in dem der Blinde seinen sehenden Arbeitsgenossen gegenüber durch das Gebrechen nicht irgendwie benachteiligt erscheint. Bei gleicher Begabung und gleichem Einsatz von Zeit und Kraft wird das Arbeitsergebnis des Blinden stets hinter demjenigen des Sehenden an Menge oder an Güte zurückbleiben. Da die berufliche Leistung rein sachlich nach dem erzielten Erfolg und nicht etwa nach der persönlichen Anlage oder der aufgewendeten Mühe beurteilt und entlohnt zu werden pflegt, ernten die Blinden für ihre Anstrengung einen verhältnismäßig geringeren Lohn und eine verhältnismäßig geringere Anerkennung. Das Ansehen, das der Mann in der Oeffentlichkeit und vor allem innerhalb seines Standes genießt, hängt bekanntlich heutzutage mit in erster Linie von der Tüchtigkeit und dem Erfolg im Beruf ab. Auch für die gesellschaftliche Einstufung ist das durch die Berufstätigkeit erzielte Einkommen in weitem Umfang maßgebend. Die so entstehende Einschätzung eines Menschen durch seine Umgebung wirkt nun aber auf sein Bewußtsein vom eigenen Wert entscheidend zurück. So könnte es leicht kommen, daß in dem Blinden durch die vielen Hinder-

nisse und Fesseln, die sein berufliches Streben hemmen und den Ertrag seiner Arbeit herabdrücken, verbitternde Minderwertigkeitsgefühle erzeugt werden, wenn nicht in der allgemeinen Auffassung über Blinde gewisse, später zu beschreibende Gegengewichte enthalten wären. Auch stellt die menschliche Wertung an den Blinden keineswegs die gleichen Anforderungen in Bezug auf Tüchtigkeit und wirtschaftlichen Erfolg wie an den Sehenden. Der Vollsinnige wird, wenn er es im Beruf und Erwerb zu nichts bringt, regelmäßig verachtet, nicht dagegen der Blinde. Die Berufs- und Erwerbstätigkeit stellt nun aber bekanntlich für die Menschheit nicht bloß eine Quelle der Freuden dar, sondern wird im Gegenteil von der Mehrheit als Mühsal, als die am dauerhaftesten drückende Last des Lebens empfunden, weshalb dem Berufsmenschen die Muße, die Befreiung aus der Fron der Arbeit meist als mehr oder weniger deutliches Ziel vorschwebt. Den aus dem beruflichen und wirtschaftlichen Getriebe ausgesperrten oder darin behinderten Blinden nützt diese Erwägung allerdings nichts. Denn das Bedürfnis nach einer zweckvollen Tätigkeit, die entweder ihnen selbst oder anderen Leuten oder womöglich beiden Nutzen bringt, erfüllt in der Regel die Seele der Ausgeschlossenen oder Gehemmten so stark, daß die Vorstellung vom Arbeitsleid dagegen wirkungslos bleibt. Diese Sachlage verschärft sich beim Blinden dadurch, daß seine Sehnsucht nach nützlicher Ausfüllung des Daseins auch in den oben erwähnten Nachbargebieten auf teils erhebliche, teils unüberwindliche Schranken stößt und deshalb nur schwer und nur in seltenen Fällen dorthin abgeleitet oder verdrängt werden kann. Wenn dagegen einem blinden Manne das Glück beschieden ist, seinen Tätigkeitsdrang erfolgreich, mit befriedigendem Verdienst und ohne allzu große Schwierigkeiten in einem Beruf auszuleben, dann erscheint das Blindheitsleid im Wesentlichen überwunden, was sowohl von den Blinden selbst als auch in der allgemeinen Auffassung zugegeben wird.[1]) Deshalb muß eine verständige Blindenfürsorge ihre wichtigste Aufgabe immer zunächst darin erblicken, ihre Schützlinge mit ergiebiger und befriedigender Arbeit zu versorgen.

Auch die Befriedigung etwaiger Luxusbedürfnisse kann natürlich durch die Blindheit infolge der damit verbundenen Minderung der Erwerbsfähigkeit mittelbar eingeengt oder ausgeschlossen werden. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß eine Menge teurer Dinge nur für das Auge Reiz und Wert haben und deshalb auf Blinde nur eine viel geringere oder gar keine Anziehungskraft auszuüben vermögen, so Schmucksachen, Gemälde, Teppiche, kostbare Kleidungsstücke, üppige Kraftwagen, nur zur Ausschmückung dienende Ausstattungsgegenstände, Vergnügungsreisen und dergleichen. Auf der anderen Seite bringt das Blindsein allerdings ein gesteigertes Bedürfnis nach persönlicher Bedienung (Vorlesen und Begleiten) mit sich. In

---

[1]) So auch Wilhelm Steinberg: Hauptprobleme der Blindenpsychologie.

den Fällen, wo das Gebrechen nicht bloß eine angemessene nützliche Beschäftigung ausschließt, sondern auch durch die Zerstörung der Wirtschaftskraft zu völliger Armut, zum Angewiesensein auf Fürsorge und Wohltätigkeit führt, da zeigt das Blindheitsleid seine furchtbarste Seite, sofern in der Seele des Betroffenen der Drang nach zweckvoller Daseinserfüllung und bürgerlicher Geachtetheit noch nicht gänzlich erstickt ist. Indessen kommt es zuweilen auch vor, daß die wirtschaftliche Lage durch die mittelbaren Folgen der Erblindung gebessert wird, wenn nämlich — wie bei manchen Unfallerblindeten und Kriegsblinden — zu dem bisherigen oder ohnehin erreichten Berufseinkommen der Bezug einer Rente hinzutritt.

In dem der Arbeit benachbarten Gebiet der Liebhabereien bewirkt unser Gebrechen fast noch zahlreichere und noch unüberwindlichere Hindernisse als im Berufsleben. Hier fallen zunächst die vielgestaltigen Befriedigungsmöglichkeiten des Sammeltriebes weg. Denn alles, was gemeinhin mit Liebe und Eifer zusammengetragen und pfleglich zusammengestellt wird, hat für Blinde überhaupt keinen oder keinen rechten Sinn: Briefmarken, Münzen, Bilder, Unterschriften, Exlibris, Waffen, Altertümer, Schmetterlinge, Käfer, getrocknete Pflanzen, Steine usw. Es scheiden ferner aus: Zeichnen, Malen, Photographieren, auch das Basteln zum allergrößten Teil, das Kino, mit wenigen Ausnahmen auch der Besuch von Museen und Ausstellungen, das unterhaltsame Betrachten des Straßengetriebes, der Menschen und Auslagen. Besonders schwer fällt schließlich die Tatsache ins Gewicht, daß die mit dem Naturgenuß zusammenhängenden Arten des Zeitvertreibs unbedingt oder doch ganz überwiegend Sehfähigkeit voraussetzen, so das Wandern, Jagen, Fischen, der Gartenbau, die Pflanzen- und Tierpflege, die Haltung von Aquarien und Terrarien, der Besuch botanischer und zoologischer Gärten, die Beobachtung der kleinen Welt mit dem Mikroskop und der Gestirne mit dem Fernrohr, der Ausflug mit irgendeinem Verkehrsmittel zu Wasser, zu Lande oder in der Luft. Gewiß hat es für den blinden Neuling einen gewissen Reiz, auch einmal im Segelboot über die bewegte Flut zu gleiten oder im Flugzeug durch die Lüfte zu sausen. Aber das ist eben nur der Reiz des unbekannten Erlebnisses, ohne daß dabei der Wunsch nach Wiederholung oder nach längerer Dauer entsteht, weil ja hier der eigentliche Genuß in der Wahrnehmung der wechselnden Landschaftsbilder, des frohen Spiels der Farben und Formen besteht. Soweit der Spaziergang dem Bedürfnis nach Körperbewegung und verstärkter Atmung in frischer Luft dient, kann er natürtich von den Blinden voll ausgekostet werden. Das hauptsächliche Vergnügen liegt aber dabei für den Vollsinnigen ganz zweifellos in der Beobachtung von Natur und Menschen. Wenn es übrigens einem Blinden Freude macht, an einem Fußmarsch oder einer Autopartie teilzunehmen, so genießt er hier in erster Linie — vielleicht ausschließlich — die dadurch gebotene Geselligkeit, den persönlichen Austausch von Gedanke und

Empfindung. Die durch den Naturgenuß gelöste und gehobene Stimmung der sehenden Gefährten wird von ihm lustvoll empfunden. Keinem Blinden würde es aber einfallen, etwa mit einem Taubstummen, mit dem der geistige Verkehr unterbunden ist, nur zum Vergnügen einen längeren Ausflug zu unternehmen. Die Möglichkeiten eigener Wahrnehmung, die nach Wegfall des Sehvermögens zur sinnlich unmittelbaren Erfassung der Natur übrig bleiben, sind daher recht kümmerlich. Sonnenwärme und Sturmgebraus, Wiesenduft und Waldesrauschen, Bachgemurmel und Vogelsang, Wellentosen und Stille der Nacht können zwar ohne das Auge wahrgenommen werden; aber es ist unwahrscheinlich, daß dadurch ein Naturgefühl von gleicher Stärke, Innigkeit und Beglücktheit hervorgerufen wird, wie durch den Anblick der freien Gottesnatur. Man kommt also nicht um die Feststellung herum, daß die Blindheit eine wesentliche Einschränkung des Naturgenusses und damit den Ausfall großer und reiner Freuden bewirkt. Diese Dinge liegen allerdings bereits im Gebiet der später zu besprechenden Schönheitsbedürfnisse.

Der Sport ist den Blinden unbedingt und grundsätzlich verschlossen. Wohl können sie ein bißchen turnen, schwimmen, rudern, radeln, rodeln und reiten bei entsprechender Hilfeleistung durch einen sehenden Begleiter, das alles aber niemals sportsmäßig, d. h. mit dem Ziel, sich an großen öffentlichen Wettkämpfen zu beteiligen oder einen Rekord aufzustellen. Zur genießenden Teilnahme an der öffentlichen Vorführung, zum Zusehen, das ja für die breiten Volksmassen eine noch größere Rolle spielt als die tätige Mitwirkung, fehlt selbstverständlich erst recht die Möglichkeit. Mit Schilderungen ist hier nichts getan. (Nur bei einer, allerdings reichlich stumpfsinnigen Sportart kann ich mir vorstellen, daß unser Gebrechen in keiner Weise stört: nämlich beim Kugelstoßen, bei dem es lediglich darauf ankommt, eine schwere eiserne Kugel möglichst weit fort zu werfen ohne Richtung auf ein bestimmtes Ziel.) Da mindestens bei dem jüngeren Teil der Bevölkerung die sportlichen Bestrebungen und Ereignisse in unseren Tagen Wünsche und Gedanken mit in erster Linie zu erfüllen pflegen, bedeutet der Wegfall des Sports für die Blinden wiederum eine höchst bedauerliche Minderung der Freuden, mit denen die Allgemeinheit sich ergötzt.

Im Verein mit der beschriebenen Verarmung an Liebhabereien wirkt der Ausschluß des Sports natürlich besonders peinlich, dies umsomehr, als auch die uns verbliebenen außersportlichen Möglichkeiten der Leibesübung mit dem Ausscheiden der Sehkraft meist ihren Hauptreiz verlieren. Man denke hier an das Rudern, Rodeln, Radfahren und Schwimmen im Freien. Auch hört der Spaß auf, wenn, wie beim Reiten und Schwimmen, die Unsicherheit und Abhängigkeit vom Begleiter infolge des Sehmangels zu groß wird. Angesichts dieser allseitigen Beschränkung drängt sich namentlich dem blinden Kopfarbeiter, der sich mangels entsprechender Begabung nicht etwa ins Reich der Töne flüchten kann, vielfach die schmerzlich-bängliche

Frage auf: Wie soll ich meine freie Zeit verbringen, wie soll ich hier einen gesunden, erholenden und angenehmen Ausgleich gegen die berufliche Geistesarbeit herbeiführen? Wesen und Vergnügen des Zeitvertreibs beruhen ja auf der Abwechslung, auf der Gegensätzlichkeit zur sonstigen Tätigkeit. Deshalb sind hier Lesen, Vorlesen und Vortrag wenig geeignete Aushilfen.

Günstiger liegen die Dinge im Bereich des Spiels. Karten-, Würfel- und Brettspiele sind den Blinden fast durchweg zugänglich, erfordern nur gewisse Hilfsmittel sowie Ehrlichkeit und einige Rücksicht der sehenden Partner. Ebenso steht der Mitwirkung bei Rätsel- und Fragespielen natürlich nichts im Wege. Nur die Bewegungs- und Geschicklichkeitsspiele scheiden in der Regel aus. Auch für die politische Betätigung bildet die Blindheit an sich kein Hindernis. Nur könnte man fragen, ob die hier wehende scharfe Luft kämpferischer Gespanntheit und angriffslustiger Gehässigkeit, die ja erfahrungsgemäß bei starken Temperamenten auch fast immer zu gegenseitigen persönlichen Verunglimpfungen führt, sich mit derjenigen Haltung verträgt, die man im allgemeinen von dem Blinden erwartet und die ihm durch seine Abhängigkeit von den großen und kleinen Hilfeleistungen der anderen aufgenötigt wird. Aber das ist schließlich eine Zweckmäßigkeits- und Geschmacksfrage, die der Einzelne für sich entscheiden muß.

Die Geselligkeit hat für die Blinden einen besonderen und erhöhten Wert. Hier tun sich ihnen sehr aussichtsreiche Wege zur Menschen- und Weltkenntnis auf. In den Schilderungen und Gemütsbewegungen der Gesprächspartner können sie Vorkommnisse und Zustände des privaten und öffentlichen Lebens, fremde Schicksale und Seelenregungen in den Bezirken mit- und nacherleben, die ihnen selbst infolge ihres Gebrechens unzugänglich sind. Die auf Grund dieser Umstände bewußt oder unbewußt gesteigerte Anteilnahme des Blinden, die ihrerseits eine verstärkte Einfühlungsfähigkeit mit sich bringt, macht ihn zum vertraulichen Austausch vorzüglich geeignet, vorausgesetzt, daß er das jeweils erforderliche Maß von Rücksicht und Verschwiegenheit besitzt und den Partner menschlich und gesellschaftlich richtig einzuschätzen vermag. Die unendlich vielen Formen, in denen Geselligkeit im weitesten Wortsinn betrieben wird, haben für die Blinden verschiedenen Wert, je nachdem dieses Austauschbedürfnis sowie das Streben nach Macht und Anerkennung sich mehr oder weniger ungehindert auswirken kann. Für die Ermöglichung des persönlichen Austausches läßt sich die allgemeine Regel aufstellen: je kleiner der Rahmen der Geselligkeit, umso günstiger die Gelegenheit. Am fruchtbarsten pflegt in dieser Hinsicht das ungestörte Zwiegespräch zu sein. Ungeeignet sind große rauschende Feste, Versammlungen und Tagungen, bei denen alles durcheinanderwimmelt, durcheinanderredet und durcheinanderschreit, sodaß jede Möglichkeit der gehörmäßigen Zurechtfindung aufhört, Gespräche und Personen wider Willen immer wieder auseinander gerissen werden oder auf den Einzelnen

von mehreren Seiten zugleich hineingesprochen wird. Immerhin wird die freudige Gespanntheit und festliche Gehobenheit der Stimmung, wie sie durch den Eindruck der frohbewegten Masse zustandekommt, von den meisten Blinden trotz der erwähnten Störungen lustvoll empfunden. Das beweisen die großen Blindentage, bei denen es ja meist äußerst geräuschvoll herzugehen pflegt. Gänzlich am falschen Ort scheint mir der Blinde zu sein, wenn er öffentliche Maskenfeste oder Tanzereien großen Stils aufsucht. Zwar wird die sehkraftlose Zurechtfindung durch die neueren Tanzarten weniger erschwert als durch die älteren Wirbel- und Rundtänze. Aber das dauernde Anstoßen an andere Paare bleibt doch bestehen, zumal da der Lärm der Stimmen, der Musik und der Schritte dem blinden Tänzer die Möglichkeit nimmt, sich gehörmäßig zu führen und Richtung zu halten. Die Führung durch den sehenden Partner kann dieses Unvermögen nur teilweise ausgleichen. Schließlich aber soll ja der Tanz nicht bloß dem spielerisch rhythmischen Bewegungsbedürfnis und den feineren Regungen der Geschlechtlichkeit Genüge tun; sein Sinn besteht doch auch darin, Schönheit und Anmut des Körpers in Bewegung und Haltung zu zeigen. Daß namentlich die Blindgeborenen und Früherblindeten dieser Anforderung in befriedigender Weise nachzukommen vermögen, kann ich mir kaum vorstellen. Diejenigen sehenden Festteilnehmer, die noch nicht näher mit Blinden verkehrt haben, und deren Meinungen über Blinde also noch nicht durch die Wirklichkeit berichtigt sind, werden die Erscheinung eines Blinden im festlichen Tanzgewoge meist reichlich verfehlt, vielfach sogar peinlich empfinden, was auf die Festesfreude und das Sicherheitsgefühl der Betroffenen außerordentlich dämpfend zurückwirken muß. Im übrigen liegt bekanntlich auch hier ein sehr wesentlicher — vielleicht der größte — Teil des Vergnügens für den Vollsinnigen im Zusehen, im Anblick des bunten Gewimmels der prächtigen Gewänder, der geschmückten Räume und festlich frohen Menschen.

Ein überaus geeignetes Feld für die seelische Bedürfnisbefriedigung der Blinden bildet das Vereinsleben. Wer ein Amt bekleidet, kann sich darin wichtig, notwendig, ja unentbehrlich fühlen. Das hebt das Bewußtsein vom eigenen Wert und erschließt seinem Träger die ersehnte Möglichkeit, sich für einen als uneigennützig erkannten Zweck zu betätigen. Da werden auch Opfer an Zeit, Geld und Mühe gern dargebracht und damit zugleich die Bedürfnisse nach aufopferungsvoller Hingabe an ein überpersönliches Ziel befriedigt. Am vollkommensten kann der Blinde die hierher gehörigen Triebe regelmäßig in seinem eigenen Verein, im Blindenverein ausleben, wo er nur mit seinesgleichen in Wettbewerb tritt und keine befremdliche Ausnahmeerscheinung darstellt. Wenn die Blindenfürsorge ihr Wesen und oberstes Gesetz in dem Streben nach Verminderung des Leids und nach Vermehrung des Glücks unter ihren Schützlingen erblickt, dann muß sie schon aus Gründen

der Seelenpflege — ganz abgesehen von der etwaigen sachlichen Zweckmäßigkeit — die Blindenvereinigungen mit allen Mitteln fördern und so ausgestalten, daß darin eine möglichst große Zahl von Blinden zur Amtsführung und auf diese Weise zur Stillung der beschriebenen Sehnsüchte gelangt, die bei dem größten Teil als vorhanden vorausgesetzt, jedenfalls aber meist sehr leicht erweckt werden können. Von dem im Vereinsbetrieb tätigen sehenden Blindenfreund darf daher erwartet werden, daß er in der Leitung des Vereins willig und verständnisvoll dem Blinden den Vortritt läßt und seine Aufgabe nur in dienender Hilfe und in der unumgänglichen Ausfüllung etwaiger Lücken sieht. Das mag in vielen Fällen nicht ohne eine gewisse Selbstüberwindung, nicht ohne schmerzliche Verzichte auf das eigene Machtstreben abgehen. Aber letztlich will doch der sehende Helfer nichts anderes, als Opfer bringen und hier hat er nun Gelegenheit, sich im doppelten Sinne, sich zweimal einem selbstgewählten Ziel von wahrem sittlichen Wert zu opfern.

Zusammenfassend kann man sagen: Der Drang nach Betätigung und Erfolg gelangt im Gebiet des Berufs, der Liebhaberei und des Sports infolge des Blindseins nur zu einer erheblich erschwerten, wesentlich geschmälerten und teilweise zu gar keiner Auslösung. Im Bereich des Spiels, der Politik und der Geselligkeit dagegen wird die Triebbefriedigung durch das Gebrechen nur unerheblich oder gar nicht beeinträchtigt.

Wenn wir uns nun in unseren Untersuchungen dem Liebesbedürfnis zuwenden, daß sich begrifflich von dem Geschlechtstrieb durch den Hinzutritt der geistigen Zuneigung, der Freundschaft, unterscheidet, so müssen wir die beiden Geschlechter getrennt betrachten. Für Mann und Weib gemeinsam gilt zunächst die Feststellung, daß die Liebesfähigkeit durch die Blindheit keinesfalls gemindert, höchstens gesteigert werden kann. Bezüglich der geschlechtlichen Betätigung wurde das bereits oben angedeutet. Erst recht auf die seelische Seite der Liebe, auf die Innigkeit des Gefühls, auf die Zartheit der Rücksicht, auf die Tiefe der Einfühlung und der Leidenschaft kann das Blindsein durch die von ihm bewirkte größere Abgeschlossenheit des Wunsch- und Gedankenfeldes nur einen förderlichen Einfluß ausüben. Nun hängt ja aber die Erfüllungsmöglichkeit für den Liebesdrang nicht bloß von der Liebesfähigkeit seines Trägers ab, sondern auch von dem Maße seiner Begehrtheit. Damit spitzt sich unsere Untersuchung auf die Frage zu: erscheint der Blinde wegen seines Gebrechens weniger begehrenswert?

Für den Mann kann dies glatt verneint werden, es sei denn, daß die Augenerkrankung, die bei ihm zur Erblindung führte, eine erhebliche Entstellung im Gefolge hat. Weder für das Empfinden der Schicksalsgenossen noch für dasjenige der sehenden Frau, die an den Verkehr mit Blinden gewöhnt ist, hat die Vorstellung von dem

Sehmangel des Partners irgend etwas Abstoßendes oder Störendes[1]). Manche blinde Jünglinge geben sich dem wehmütigen Gedanken hin, sie könnten wegen ihres Gebrechens nie von einem sehenden Mädchen geliebt werden. Keine Sorge, junger Freund: Dein Liebeswert wird durch die Blindheit in keiner Weise berührt. Wer als Blinder kein Glück hat bei Frauen, hätte es als Sehender ebensowenig, und wer in sehenden Tagen Frauengunst genossen hat, dem bleibt sie auch nach dem Verlust der Sehkraft erhalten. Schlimmstenfalls sind die Gelegenheiten etwas schwieriger und spärlicher.

Anders sieht die Sache aus, wenn man den Zusammenhang zwischen Liebe und Ehe ins Auge faßt. Die Ehefähigkeit hängt bekanntlich in der Regel von der Erwerbsfähigkeit des künftigen Ernährers ab. Im gleichen Maße wie das Blindsein die Wirtschaftskraft beeinträchtigt, engt es daher auch die Heiratsmöglichkeit ein.

Bei der blinden Frau hingegen wird die auf das andere Geschlecht ausstrahlende Anziehungskraft durch das Gebrechen außerordentlich abgeschwächt, größtenteils ganz aufgehoben. Das gilt namentlich für ihre Wertung durch den sehenden Mann. Ihn hält in aller Regel eine gewisse Scheu von der Blinden zurück und zwar auch dann noch, wenn er auf Grund näherer Bekanntschaft bereits eine menschlich richtige Vorstellung über Blinde gewonnen hat. Durch den Glanz der Märtyrerkrone, die sie in seinen Augen trägt, wird sie für sein Empfinden dem Bereich der irdischen Liebe entrückt in den sicheren und reinen Bezirk jungfräulicher Unberührtheit und Unberührbarkeit. Sie ist ihm gewissermaßen Vestalin, Nonne. Deshalb gehört es zu den außerordentlichen Seltenheiten, daß ein blindes Mädchen von einem sehenden Mann geheiratet wird. Der für das weibliche Geschlecht ohnehin engere Zusammenhang zwischen Liebe und Ehe bringt insofern eine weitere Minderung ihrer Begehrtheit mit sich, als die blinde Frau für die Familiengründung wenig geeignet erscheinen muß im Hinblick auf die gewaltigen Schwierigkeiten, die ihr der Sehmangel im hauswirtschaftlichen und mütterlichen Wirkungskreis bereitet.

In einem gewissen allerdings sehr geringen Umfang werden die Eheaussichten der Blinden beiderlei Geschlechts vielleicht außerdem durch die Vorstellungen über Vererbung beeinträchtigt, wie sie z. Zt. im ganzen Volke verbreitet sind, obwohl die Vererbungswissenschaft, sofern sie streng wissenschaftlich und ehrlich bleibt, ihr gänzliches Unvermögen zugeben muß, nach dem heutigen Stande der Erkenntnis den Ausfall menschlicher Nachkommenschaft im gegebenen Fall mit irgendwelcher Sicherheit vorauszusagen. Aus unseren Feststellungen ergibt sich also die Tatsache, daß die Blindheit in der Regel bei

---

[1]) Vergl. auch die Romane von Oskar Baum: Das Leben im Dunkeln, Uferdasein, Die verwandelte Welt und Drei Frauen und ich.

den Männern eine nur unerhebliche, bei den Frauen dagegen eine wesentliche Einschränkung — hier meist sogar den völligen Wegfall — der Befriedigungsmöglichkeiten für das Liebesbedürfnis bewirkt. Indessen kann der gestaute Liebestrieb, wie die Psychoanalytiker meinen, auf alle möglichen anderen Gebiete abgedrängt, „sublimiert" werden, wo er dann je nach Gunst der Verhältnisse und Anlagen zu einer mehr oder weniger vollkommenen Auslösung gelangt. Im übrigen möchte ich auf den Umstand hinweisen, daß Liebe und Ehe ja keineswegs eine Gewähr für dauernde Glückseligkeit bieten. Himmel und Hölle liegen hier bekanntermaßen in bedenklicher Mischung durcheinander. Fast jeder Blick ins Schrifttum und fast jeder Blick ins Leben zeigt ein riesenhaftes Liebesleid in tausendfacher Gestalt. Wo man hinsieht: fast überall geschlechtliche Nöte, Enttäuschungen, Eheschwierigkeiten, Kampf um Besitz oder um Befreiung, Zerwürfnisse, Streit oder erstickte Glut. Freilich wird auch ein solches unfreundliches Bild vom allgemeinen Liebesgarten nicht imstande sein, das Liebesverlangen der ausgeschlossenen Blinden zum Schweigen zu bringen oder zu mildern.

Wir kommen jetzt zu der wichtigen Frage: Gibt es einen Schautrieb, dessen Unterbindung durch die Blindheit unangenehm oder schmerzlich empfunden wird? Im begrifflichen Unterschied zu dem oben erörterten Lichthunger soll es sich hier um das Bedürfnis handeln, Gegenstände mit dem Auge wahrzunehmen, Bilder zu sehen. Man muß hier zwischen Blindgeborenen und ganz früh Erblindeten einerseits, die keine Erinnerung an geschaute Dinge haben, und zwischen später Erblindeten andererseits unterscheiden. Bei den Frühsterblindeten einschließlich der Blindgeborenen kann ein solcher Sehwunsch nur dadurch erweckt werden, daß sie durch das Vergleichen ihrer eigenen Erkenntnismöglichkeiten und ihrer eigenen Lage mit derjenigen ihrer vollsinnigen Umgebung auf die Annehmlichkeiten und Vorteile des Sehens aufmerksam gemacht werden. Da aber dieser Wunsch stets mit der Vorstellung gänzlicher Unerfüllbarkeit verbunden ist und da er nicht wie die Körperbedürfnisse durch Stauung verschärft wird, tritt er nicht als starker Drang sondern höchstens als leichtes spielerisches Verlangen auf, dessen Nichterfüllung ebensowenig Kummer bereitet wie das Ausbleiben eines Lotteriegewinnes.

Der später Erblindete dagegen muß ein bewußtes Sehbedürfnis haben, zumal da ihm das Auge früher den Naturgenuß vermittelt, den Schönheitsdurst befriedigt und den Erkenntnistrieb gefördert hat. Soweit ich beobachten konnte, klingt jedoch auch im Falle der Späterblindung die Sehsehnsucht mit der Zeit stark ab und verursacht in der Regel kein eigentliches Leiden. Eine Erklärung für diese vielleicht überraschende Tatsache finde ich in dem Umstand, daß die Fähigkeit zum Denken in Sehbildern dem später Erblindeten sein ganzes Leben lang und sogar im Traum ungeschmälert erhalten bleibt. Wenn er von einer Wolke, einem Baum oder einem Schiff spricht oder hört oder an diese Dinge denkt, so hat er stets das entsprechende

gesichtsmäßige Erinnerungsbild im Bewußtsein. Er ist also nur blind in Bezug auf die Wahrnehmungsfähigkeit, nicht aber auf das Vorstellungsvermögen und die Denktätigkeit. Vor seinem Bewußtsein breitet sich nicht etwa, wie der Uneingeweihte annimmt, eine grenzenlose, graue Leere aus, sein Geist ist vielmehr dauernd erfüllt von erinnerten oder phantasiegeborenen Sehbildern. Eine weitere Eigentümlichkeit des Seelenlebens kommt hinzu, um die Bedeutung des Sehwunsches abzuschwächen. Auch im Bereich der vorwiegend seelischen und geistigen Bedürfnisse gilt der Satz, daß der jeweils dringlichere (aktuellere) Trieb den weniger dringlichen aus dem Bewußtsein verdrängt. Solange also der Blinde unter der Herrschaft des Betätigungs- oder des Geltungstriebes oder des Liebesbedürfnisses oder eines sonstigen stärkeren Wunsches steht, ist in seiner Seele kein Raum für Sehsehnsüchte. Während er arbeitet oder liest oder sich unterhält oder spielt oder sich mit irgend einer praktischen oder gedanklichen Aufgabe nachsinnend, wünschend oder sorgend beschäftigt, kann er unmöglich von Sehgelüsten gequält werden. Sogar das beschäftigungslose Wachträumen wird meist solche Bedürfnisse nicht aufkommen lassen. Da nun der Mensch — auch der berufslose — von morgens bis abends mit irgend etwas beschäftigt zu sein pflegt, bleibt für die Hingabe an die Sehsehnsucht kaum Zeit und Gelegenheit übrig.

Für die vom Augenarzt auszuübende Psychotherapie ergibt sich daraus die Forderung, daß er nach Eintritt der Erblindung in jener ersten schwierigsten Zeit alles nur mögliche aufbietet, um die Patienten zu beschäftigen und zu irgend einer Tätigkeit anzuregen. Rundfunk, Spiele, Besuche, Ausgänge, Gespräche über persönliche, berufliche und politische Fragen und Ereignisse, Vorlesen, zuversichtliche Hinlenkung auf die bevorstehende Neugestaltung des Daseins — nichts darf unversucht bleiben, um auszuprobieren, wo das Begehren des eben Erblindeten anspricht und sich dadurch eine Ablenkung von dem Sehwunsch erzielen läßt. Das taten- und abwechselungslose Herumliegen in der Augenklinik stellt natürlich für solche Seelenzustände die denkbar ungünstigste Lage dar.

Für das Empfinden des Vollsinnigen beruht die Annehmlichkeit des Sehens zum großen Teil wohl auch auf dem Gefühl von Sicherheit, wie es durch das Eingebettetsein im Licht hervorgerufen wird. Indessen stellt sich auch beim Späterblindeten, nachdem er sich an die tast- und gehörmäßige Zurechtfindung gewöhnt hat, regelmäßig ein gewisses Sicherheitsbewußtsein ein.

Wer alle diese Tatsachen in Betracht zieht und das Seelenleben der Blinden beobachtet, muß zu der Einsicht kommen, daß sie — von der Zeit der Erblindung und von Ausnahmen abgesehen — nur selten oder gar nicht unter Sehsehnsucht leiden. Wenn ich meine eigene Erfahrung hier noch anschließen darf, so kann ich nur versichern, daß sich der Sehwunsch in mir nie zu einer schmerzlichen oder wehmütigen Empfindung gesteigert hat. Auch die Dinge, die ich nie erblickt

habe, erscheinen mir auf Grund erhaltener Tasteindrücke und gehörter Schilderungen, sobald der Gedanke darauf fällt, stets als geschautes Bild und zwar so, wie ich sie vermutlich sehen würde, wenn ich den ehemaligen Sehrest noch besäße. Ein nennenswertes Verlangen nach dem wirklichen Anblick spüre ich aber auch diesen nie erschauten Gegenständen gegenüber nicht. Selbst von den Dingen, zu deren Wahrnehmung mein früherer Sehrest nicht ausreichen würde und nie ausgereicht hat, entstehen durch die Tätigkeit der Phantasie gesichtsmäßige Vorstellungen in mir, die jedoch sicherlich mit den entsprechenden Abbildern im Bewußtsein der Sehenden keineswegs übereinstimmen. Diese Unsicherheit und dieser Mangel der Phantasievorstellung hinsichtlich ihrer Uebereinstimmung mit einer entsprechenden wirklichen Wahrnehmung pflegt übrigens dem Träger im Alltag nicht bewußt zu werden. Auch das Gedankenspiel des Vollsinnigen arbeitet ja dauernd mit solchen Phantasievorstellungen, ohne daß sich dieser durch die Fragwürdigkeit jener Bilder beirrt fühlt.

Erwägungen solcher Art leiten uns hinüber zu der Frage, inwieweit steht die Blindheit dem Erkenntnis- und Bildungstrieb im Wege? Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das Weltbild der Früherblindeten und Blindgeborenen im Vergleich zu demjenigen der Sehenden höchst unvollständig sein muß hinsichtlich der auf Anschauung beruhenden Vorstellungen. Schlechterdings unzugänglich sind diesen Gebrechlichen eine Menge von Kenntnissen und Erkenntnissen, die zu dem von der Allgemeinbildung herkömmlicherweise geforderten Bestand an Wissen und Anschauung gehören. Wenn sich dieser Ausfall in der Persönlichkeit, in der Geistigkeit der Betroffenen kaum oder gar nicht bemerkbar macht, so liegt das vermutlich an folgenden Gründen: Zunächst kommt es bekanntlich für die geistige Leistung eines Menschen nicht auf den Umfang seiner anschaulichen Vorstellungen an, sondern darauf, was durch die Tätigkeit des Geistes mit und aus dem Vorstellungsvorrat gemacht wird.

Wer die sichtbaren Dinge gedankenlos beglotzt, wird dadurch weder eine Bereicherung seiner Bildung noch eine Steigerung seiner geistigen Kräfte erfahren. Kant, der in seinem langen Leben nie über die weitere Umgebung seiner Vaterstadt Königsberg hinausgekommen ist, besaß dennoch ein Weltbild von selten erreichter Größe. Für die Tiefe und Weite der Welterkenntnis kommt es eben nicht darauf an, was und wieviel einer sieht, sondern darauf, was und wieviel einer denkt. In diesem Sinne sagt Marc Aurel: „Blind ist, wer das Geistesauge verschließt".[1])

Sodann muß man sich hier an die Macht der Sprache hinsichtlich der Bildung von Vorstellungen und Gedanken erinnern sowie an den ausfüllenden Einfluß, den die Teilnahme am allgemeinen geistigen Austausch auf die Wissensbestände des Einzelnen ausübt.

---

[1]) Marc Aurel, Selbstbetrachtungen, 4. Buch, 29.

Selbst der Blindgeborene macht sich ja die größtenteils auf Sehvorstellungen aufgebaute Sprache mühelos zu eigen und denkt in ihren auf Gesichtseindrücken beruhenden Begriffen und Redewendungen. Die ausgleichende und bereichernde Wirkung eines ungehinderten Aufgenommenseins in den allgemeinen Geistes- und Sprechverkehr erkennt man am deutlichsten, wenn man die Blindgeborenen mit den Taubstummen in ihrer mehr oder weniger zurückgebliebenen geistigen Entwicklung vergleicht, die durch die Ausschließung aus jenem Verkehr bedingt ist. Im übrigen liegen ja die obersten Stockwerke aller Wissenschaften im Bereich der reinen Denktätigkeit, wo die Bedeutung der durch das Sehen gebotenen Hilfsmittel mehr und mehr abnimmt. Wenn von verschiedenen Weisen des klassischen Altertums berichtet wird, sie hätten sich selber geblendet, um besser nachdenken zu können,[1]) so gehören diese Erzählungen sicherlich ins Gebiet der Fabel, zeigen uns aber mit völliger Klarheit, wie die herrschende Auffassung früher dahin ging, daß die reine Gedankenarbeit durch den Wegfall des Sehvermögens keineswegs behindert werden kann und daß im Bereich höchster geistiger Forschung der Blinde ebenbürtig — vielleicht sogar überlegen — neben dem Sehenden steht. Auch ein viel gelesener Schriftsteller unserer Tage, Graf Keyserling,[2]) schreibt der Ausschaltung der Sehtätigkeit einen steigernden und vertiefenden Einfluß auf das Geistesleben zu. Soviel ist jedenfalls sicher, daß unser Gebrechen eine erfolgreiche Befassung mit den letzten und tiefsten Fragen des Daseins und der Welt in keiner Weise beeinträchtigt. Auf den höchsten Stufen seiner Wirksamkeit wird also der Erkenntnis- und Bildungstrieb durch den Mangel der Sehkraft nicht gestört.

Nun muß man freilich zugeben, daß das Blindsein die Aneignung einer umfassenden Bildung sehr erschwert und in bestimmten Richtungen unmöglich macht. Schon der Umstand, daß das Vorlesen und das Tastlesen ungleich langsamer geht, letzteres auch viel stärker ermüdet als das Lesen mit dem Auge, bringt eine wesentliche Beschränkung des für die Aufnahme in Betracht kommenden Bildungsstoffes mit sich, ganz abgesehen von der Begrenztheit des in Punktschrift übertragenen Schrifttums, und abgesehen von dem durch das Vorlesen bedingten Mehraufwand an Kosten und Mühen. Alle die Gebiete der Gesamtbildung fallen natürlich weg, wo es sich um ausschließlich oder vorwiegend durch das Auge erfaßbare Kenntnisse handelt wie Malerei, bildende Kunst, Baukunst, Technik, Erfassung von Landschaften, Städtebildern, Naturgegenständen, Vorgängen und Vorführungen verschiedenster Art. Auch das Schauspiel ist fast ausschließlich auf gesichtsmäßige Wahrnehmung berechnet. Lediglich durch sein überlegenes Mienen- und Gebärdenspiel und keineswegs durch eine bessere Sprechtechnik unterscheidet sich der Schauspieler großen Stils von demjenigen an der Schmiere, zumal, da die moderne

---

[1]) Vergl. Kretschmer: Geschichte des Blindenwesens.
[2]) Reisetagebuch eines Philosophen, Bd. I S. 159.

Darstellungskunst im Gegensatz zur alten Schule mehr und mehr auf die Deutlichkeit und Verständlichkeit der Sprache verzichtet. Aus alledem folgt, daß das Bildungsstreben der Blinden auf die Bezirke abgedrängt wird, wo man nichts zu sehen braucht: Musik, Dichtung, Religion, Politik, Geschichte, Philosophie, Sprachen, Wirtschaftswissenschaft. In diesen Bereichen steht auch dem Erwerb einer vertieften Fachbildung selbstverständlich nichts im Wege. Für diejenigen Blinden, die durch persönliche Anlage und Neigung auf eines der bezeichneten Gebiete hingelenkt werden, bildet somit das Gebrechen kein wesentliches Hindernis bei der Befriedigung des Bildungsdranges. Wenn dagegen ein Blinder seiner Natur nach zu den Augenmenschen gehört, was auch bei Früherblindeten sehr wohl möglich ist und zuweilen vorkommt, und wenn er demzufolge in seinem Bildungsstreben mehr zur Naturwissenschaft oder zur Technik oder zu den darstellenden Künsten hinneigt, dann kann es sein, daß er die Unstillbarkeit seines Wissens- und Schaudurstes oft schmerzlich empfindet. Bemerkenswert ist es in diesem Zusammenhang, daß das Selbstgefühl der Blinden auf nichts mit so entschiedener Ablehnung und Entrüstung anzusprechen pflegt wie auf etwaige Zweifel hinsichtlich ihrer Erkenntnis oder Urteilsfähigkeit. Darin äußert sich nicht nur der Unwille über ein ungünstiges Werturteil, sondern vor allem eine mehr oder weniger bewußte Auflehnung gegen die in solchen Zweifeln liegende Verkennung der wahren Sachlage, der Tatsache nämlich, daß Sehkraft und Denkkraft nichts miteinander zu tun haben.

Das sittliche Empfinden und Streben wird durch die Blindheit selbstverständlich überhaupt nicht berührt. Im Bereich sämtlicher Tugenden bietet das Leben dem Blinden dieselben Möglichkeiten der Betätigung und Vervollkommnung wie dem Sehenden. Nur die Tapferkeit vor dem Feinde kommt hier nicht in Betracht.

Der Erlebnisdrang als Verlangen nach Abwechslung, Spannung und Abenteuer, nach reizvollen Lebenslagen und nach dem Dabeisein bei wichtigen oder erregenden Ereignissen wird sich im allgemeinen bei Blinden schwerer und seltener befriedigen lassen als sonst. Deshalb ist für sie die Langeweile ein weit gefährlicheres Gespenst als für die Sehenden, zumal da, wie oben dargetan, auf so vielen anderen Gebieten die Gelegenheit zum unmittelbaren oder vollen Erleben infolge des Sehmangels fehlt. Mit der allgemeinen und meist kostenlosen Verbreitung des Rundfunks unter den Blinden haben sich ihnen in letzter Zeit neue Wege der Unterhaltung und Anregung erschlossen, deren Wert zwar verschieden beurteilt wird, die aber für sie eine äußerst willkommene Möglichkeit zur erlebnismäßigen Bereicherung des Alltages bedeuten.

Der Schönheitsdurst und das Bedürfnis nach innerer Erhebung finden in der Musik, in der Religion, in der Dichtkunst oder im sittlichen Streben ihre Befriedigung, sofern im einzelnen Fall eine entsprechende Begabung oder Anlage vorhanden ist. Nur bei den-

jenigen Blinden, die bei der Stillung dieser Sehnsüchte durch ihre persönliche Eigenart mehr auf den Naturgenuß und auf das Schauen angewiesen wären, mag die dauernde Unmöglichkeit der Wunscherfüllung mehr oder weniger schmerzlich empfunden werden. Daß auch durch Tastwahrnehmungen ein wirkliches Schönheitsgefühl hervorgerufen werden kann, muß ich aus meiner eigenen Erfahrung wie auch aus gedanklichen Gründen in Abrede stellen trotz der entgegengesetzten Behauptungen von Helen Keller.[1])

Mit voller Absicht habe ich mich im Vorstehenden bemüht, umständlich und möglichst vollständig all die Erschwerungen und Ausfälle aufzuzählen, die der Befriedigung seelischer und geistiger Bedürfnisse auf den verschiedensten Gebieten durch das Blindsein erwachsen und zu einer entsprechenden Verminderung der Beglückungsmöglichkeiten führen. Man soll dieser Darstellung nicht den Vorwurf machen können, sie übergehe geflissentlich irgendwelche Erscheinungen des Blindheitsleides.

Auf gewissen Gebieten der seelisch-geistigen Triebbetätigung, wie z.B. im Bereich des Berufs, der Kunst, der Mutterliebe, der Frömmigkeit oder der Pflichterfüllung können dem Begnadeten ständig wiederkehrende Anlässe zur Lustempfindung und so eine erfreuliche Dauerhaftigkeit des Glücksgefühls beschieden sein. Im allgemeinen aber sind die Freuden ihrer Natur nach rasch vorübergehend, was ja den Dichtern und Denkern immer wieder Grund zu ihren Klagen über die Flüchtigkeit und Unbeständigkeit des Glücks gegeben hat. Die Lust dauert stets nur solange, bis der jeweilige Wunsch erfüllt ist. Sobald die Erfüllung stattgefunden hat, stellt sich im Bewußtsein ein neues Bedürfnis ein, das je nach seiner Stärke und Besonderheit als Reiz, Spannung, Unzufriedenheit, Schmerz oder Kummer empfunden wird. Diesem unausgesetzten Wechsel von Spannung und Lösung, von Lust und Unlust im Bereich der Bedürfnisbefriedigung sind wir alle, ob sehend oder blind, vom ersten bis zum letzten Atemzug unentrinnbar unterworfen. Ständige Zufriedenheit, dauerndes Glück gibt es hier nicht, kann es gar nicht geben, auch nicht für den, dem alle Wege zum Lebensgenuß offen stehen. Angesichts dieser Gesetze im Seelenleben wird die Ueberzeugung unabweisbar, daß bei uns Blinden die Wiedergewinnung oder erstmalige Erlangung der vollen Sehkraft auch nur vorübergehende Glücksstimmungen auslösen könnte. Früher oder später käme bei jedem der Augenblick, wo das Sehen zur Selbstverständlichkeit geworden wäre, die das Gefühl gänzlich unberührt läßt. Freilich wird auch diese Einsicht kaum in der Lage sein, denjenigen Blinden, die sich schmerzlich nach dem Besitz des Sehvermögens sehnen, zu einer beruhigenden Abschwächung ihres Wunsches zu verhelfen. Denn darin liegt ja die Tragik des Erkennens, daß es gegen die Macht der Triebe und Sehnsüchte nur wenig oder gar nichts vermag. Auch wer erkannt hat, daß alle jene

---

[1]) Helen Keller: „Die Geschichte meines Lebens“ und „Meine Welt“.

verlockenden Dinge des Lebens, wie Rüstigkeit, Erfolg, Ehre, Reichtum, Einfluß und Bildung keineswegs eine glückliche Stimmung gewährleisten, muß trotzdem sein Leben lang mehr oder weniger bewußt mit zwingender Notwendigkeit danach streben. Im übrigen muß jede Freude durch eine vorhergegangene Spannung, Sehnsucht, Entbehrung oder Mühe im voraus bezahlt werden und wie oft steht der Preis in gar keinem Verhältnis zu dem eingehandelten Glück! Ich führe diese Tatsachen, die Schopenhauer zu seinem gewaltigen Pessimismus veranlaßt haben, nur zur Erhärtung meiner Auffassung an, die dahin geht, daß die Verkürzung der Blinden in so manchen Freuden für ihr Lebensgefühl nicht von so großer Bedeutung ist, wie man auf den ersten Blick annehmen sollte. Schließlich muß auch daran erinnert werden, daß das Lustbegehren, wenn es in seiner ursprünglichen Richtung nicht zur Befriedigung gelangt, sich wie ein gestauter Wasserlauf einen Ausweg nach einer anderen Richtung gräbt, um dorthin eine Entladung des übermäßigen oder unerträglichen Druckes zu bewirken.

Wir haben nun noch diejenigen Lustempfindungen zu betrachten, die nicht auf der Befriedigung irgend eines Bedürfnisses beruhen. Man könnte vielleicht bezweifeln, ob es derartige Glücksgefühle überhaupt gibt. Nach meiner Ueberzeugung, die sich vorwiegend auf Selbstbeobachtung stützt, kommen Glückszustände solcher Art tatsächlich in weitem Umfang vor.

Ich meine hier zunächst jenes Wohlgefühl, das ohne einen erkennbaren Anlaß gewissermaßen von innen heraus von Zeit zu Zeit entsteht und nach bestimmter Dauer allmählich wieder verklingt. Dabei ist es ganz belanglos, was sich während dieser Glückszeit ereignet, wo man sich befindet oder was man gerade tut. Der köstlich warme Glanz eines innigen wohligen Lebensgefühls überstrahlt und durchleuchtet das ganze Dasein in all seinen Gestaltungen und Erscheinungen. Als Gegenstück zu diesen Hochstimmungen stellen sich allerdings anscheinend ebenso grundlose Verstimmungen ein, Stunden müder Verdrossenheit, in denen einem alles schaal, nutzlos und aussichtslos vorkommt. Diese Stimmungsschwankungen, die vermutlich auf bislang unbekannten innenkörperlichen (physiologischen, innersekretorischen) Vorgängen beruhen, kommen ja bei allen Menschen teils in kleineren, teils in größeren Ausschlägen vor; die Blindheit hat darauf nicht den geringsten Einfluß. Die hier erlebbaren Glücksgefühle, die wir unter dem Namen „physiologisches Glück oder Wohlbehagen" zusammenfassen können, stellen die dritte Gruppe von Lustempfindungen dar.

Als letzte und entscheidendste Grundlage für das Lebensglück des Einzelnen kommt schließlich die anlagemäßige, in der ganzen Persönlichkeit wesenhaft verankerte Grundstimmung der Seele in Betracht. Daß diese Tatsache allgemein bekannt und anerkannt ist, ersieht man schon aus den für die Kennzeichnung der persönlichen Eigenart gebräuchlichen Ausdrücken: Glücksnatur, Unglücksmensch, Optimist, Pessimist. Wenn man an diese Dinge denkt, tut sich die Frage auf:

Ist die Grundstimmung abhängig oder gar das Ergebnis von dem mehr oder weniger erfreulichen Gepräge der erlebten Zustände und Ereignisse? Der Anschein und die unbefangene durchaus übliche Auffassung im Alltag bejahen dies ohne jeden Zweifel. In Wirklichkeit aber verhält es sich gerade umgekehrt: Nicht die Lebensumstände, nicht die Gesamtheit des Erlebten bewirken die Heiterkeit oder Traurigkeit der Grundstimmung, sondern umgekehrt die anlagemäßige, angeborene Grundstimmung der Seele gibt den Zuständen und Erlebnissen ihren angenehmen oder unangenehmen Stimmungsgehalt. Der Glücksmensch fühlt sich nicht etwa deshalb so wohl im Leben, weil ihm besonders viel Schönes und besonders wenig Uebles zustößt, sein Glück beruht vielmehr darauf, daß ihm auf Grund seiner glücklichen Veranlagung alle Begebenheiten und Umstände in freundlicherem Lichte erscheinen als den andern und daß ihn die Mühseligkeiten des Lebens weniger bedrücken als jene. Nur daraus läßt es sich erklären, daß dasselbe Schicksal von dem einen fröhlichen Herzens und von dem andern mit seufzender Pein getragen wird. So gibt es bekanntlich auf der einen Seite Leute, die in den scheußlichsten Verhältnissen ein schier unerträglich scheinendes Dasein mit heiterem Gleichmut verbringen, während auf der anderen Seite Menschen im Genuß aller Lebensgüter und im Besitz körperlicher und geistiger Gesundheit ohne einen vernünftigen, in der Außenwelt liegenden Grund, lediglich durch die düstere Schwere ihres Gemüts, in den freiwilligen, erlösenden Tod getrieben werden. Um den Lebenswillen und mit ihm jegliches Streben ständig im Fluß zu halten, also zum Zweck der Lebenserhaltung, gaukelt das Bewußtsein allen Geschöpfen einen offensichtlichen Trug vor, den Anschein nämlich, als ob das Glück in den Dingen liege, während es doch in Wahrheit von der Seele auf die Dinge ausstrahlt. Es handelt sich hier übrigens um einen ähnlichen Irrtum, wie bei der Vorstellung über die Bewegung der Gestirne. Wir alle haben in der Schule gelernt und uns durch die vorgetragenen Beweise davon überzeugen lassen, daß sich die Erde dreht und die Sonne stillsteht. Im Alltag aber lebt jedermann unbekümmert der alten anschaulichen (ptolemäischen) Ueberzeugung, daß die Erde stillsteht und die Sonne um uns kreist.

Wenn wir uns auf diese Weise klargemacht haben, daß für den Gemütszustand weniger die Art der Erlebnisse als vielmehr die persönliche Glücksfähigkeit maßgebend ist, so verringert sich damit auch die Bedeutung der erlebten Bedürfnisbefriedigungen. Die oben dargelegte Verkürzung der Blinden im Bereich der Freuden erscheint von diesem neuen Standpunkt aus weniger wirksam und bedenklich. Damit stimmen folgende Beobachtungen und Erwägungen überein.

Wäre die Blindheit wirklich ein so großes Unglück wie gemeinhin angenommen wird, dann müßten sich doch die Betroffenen von den Sehenden grundsätzlich und deutlich durch größere Traurigkeit unterscheiden. Wer viele Blinde näher kennt, weiß, daß davon keine

Rede sein kann, daß sich unter den gleichen Alters- und Standesgruppen der Sehenden und Blinden dasselbe Gemisch von heiteren und ernsten, von zuversichtlichen und verbitterten, von vergnügten und verdrossenen Naturen vorfindet. Das läßt sich natürlich weder durch Messungen noch durch Zählung feststellen; aber sicherlich wird mir jeder erfahrene Beobachter auf Grund des unmittelbar gewonnenen Eindrucks hierin recht geben. Der äußerste und schärfste Ausdruck der Unzufriedenheit mit der gegebenen Lebenslage ist der Selbstmord. Ein in Wirklichkeit bestehendes schweres Blindheitsleid müßte demgemäß die Selbstmordziffer unter den Blinden auf das Mehrfache des allgemeinen Durchschnitts hinaufdrücken. Nach den statistischen Erfahrungen der letzten Zeit ist in Deutschland jeder fünfzigste Mensch dazu verurteilt, sich aus der Unerträglichkeit seines Daseins in den selbstgewählten Tod zu flüchten. (Im Jahre 1928 entfielen 2,2% aller Sterbefälle auf die Selbsttötung.[1]) Unter den Blinden müßte also etwa jeder Fünfundzwanzigste oder gar jeder Zehnte durch Freitod enden. Soviel ich weiß, trifft das aber keineswegs zu, kommt es im Gegenteil außerordentlich selten vor, daß sich ein Blinder selbst entleibt.

Der oben erwähnte vom Bewußtsein verübte Betrug äußert sich vor allem darin, daß der Verstand für die schwankenden Stimmungen der Seele stets nach einem außerhalb des Gemüts liegenden Grunde sucht und stets einen solchen findet. Dabei steht ihm eine unendliche Stufenleiter von vermeintlichen Anlässen nach oben und unten in der Weise zu Gebot, daß mit dem Wegfall eines bestimmten Grundes immer sofort eine neue ursächliche Erklärung für die jeweilige Seelenstimmung bereit liegt. Wer beispielsweise zugleich von körperlichen Schmerzen geplagt, entehrt, aussichtslos verliebt, arm und heimatlos ist, wird vermutlich zunächst in dem Schmerz die Ursache seines Leids erblicken. Hört dieser auf, so erscheint die Niedergeschlagenheit vielleicht in der Schande verkörpert. Wenn auch diese beseitigt ist, wird der Betroffene wahrscheinlich die Hoffnungslosigkeit seiner Liebessehnsucht, nach deren Erfüllung seine Armut und schließlich seine Heimatlosigkeit für die Gedrücktheit seiner Stimmung verantwortlich machen. Nachdem alle diese Anlässe behoben sind, stellt sich aber keineswegs ein Zustand dauernder Zufriedenheit ein. Es werden vielmehr im Bewußtsein neue, bis dahin verborgen gewesene Verstimmungsursachen auftauchen. Der von den großen Beschwerden Befreite wird nun auf einmal bemerken, daß ihn etwa sein Beruf nicht recht befriedigt oder daß er nicht genügend Anerkennung findet oder daß ihm irgend welche Leute aus seiner Umgebung nicht passen, daß ihn die politische Lage oder das schlechte Wetter bedrückt oder daß er sich über die Unvollkommenheit der Welt oder über die bekannte Fliege an der Wand ärgern muß.

---

[1]) Wirtschaft und Statistik 1929, Nr. 9, S. 392.

Wer gebrechlich ist, braucht sich nach dem Gesagten nie um eine Erklärung für seine Mißstimmungen zu bemühen. Er kann jede allgemeine Unlustempfindung mit dem Gedanken rechtfertigen: Ich fühle mich unglücklich, weil ich mit dem Gebrechen behaftet bin; wäre ich gesund, dann wäre alles gut. In Wirklichkeit aber wäre nach erlangter Gesundheit keineswegs alles in Ordnung. Nachdem die Freude über die neuen Fähigkeiten abgeklungen und das Freisein von der Gebrechlichkeit zur Selbstverständlichkeit geworden wäre, würden sich sogleich, wie oben dargetan, bisher unbekannte Anlässe zur Unzufriedenheit einstellen. Der Kummer, der früher durch das Gebrechen verursacht schien, fände nunmehr vielleicht in beruflichen Schwierigkeiten, in schlechten Familienverhältnissen oder in anderen Unzuträglichkeiten seine Erklärung.

Aus all dem erwächst mir die Ueberzeugung, daß die Blindheit auf die Grundstimmung der Seele keinen Einfluß hat. Wem ein gütiges Geschick das einzige wirkliche Glück, das es auf Erden geben kann, in Gnaden beschieden hat, das Glück nämlich, als Frohnatur, mit einem fröhlichen Gemüt geboren zu werden, dem wird auch eine etwaige Blindheit sein Daseinsglück in keiner Weise trüben. Das Gebrechen bildet für ihn lediglich einen Anlaß zur frohgemuten Ueberwindung der damit gegebenen äußeren Schwierigkeiten und dient ihm auf diese Weise als Quelle besonderer Freuden, die er wie seine übrigen Schicksale mit wohligem Gefühl genießt. Wen aber die düster waltende Schicksalsmacht mit einer schweren, trüben Seele belastet, fluchbeladen ins Dasein geschleudert hat, dem wird auch die vollkommenste Sehkraft nichts helfen gegen die Qual seines Lebens. Ist ein solcher Unglücksmensch zufällig blind, so wird er sein ganzes Elend auf das Gebrechen schieben und dieses infolgedessen als unerträgliche Bürde empfinden.

Nirgends tritt die lächerliche oder erschütternde Ohnmacht des menschlichen Willens greller ins Licht als gerade hier in der wichtigsten Lebensfrage, der Glücksfrage. Es gibt kein willkürliches Verfahren, keine Technik, keine Kunst, die Lebensfreude zu erhalten oder zu steigern. Denn das Glück der Seele, die Grundstimmung des Gemüts, ist Schicksal, ist Fügung, ist Fluch oder Gnade. Nur der ist seines Glückes Schmied, den man als Glücksschmied in die Wiege gelegt hat. Ob er sieht oder nicht sieht, macht dabei gar nichts aus.

Ausdrücklich möchte ich noch darauf hinweisen, daß sich die vorstehenden Ausführungen nur auf das Blindsein als Zustand — also auf die Blindheit — beziehen, nicht aber auf das Blindwerden als Vorgang — also nicht auf die Erblindung. Die bewußt erlebte Erblindung, dieser Eindruck im Bewußtsein von dem langsamen oder plötzlichen Verlieren einer bislang besessenen und für außerordentlich wichtig gehaltenen Fähigkeit, geht natürlich fast immer mit sehr starken Unglücksgefühlen, zuweilen mit schwersten seelischen Erschütterungen einher. Aber auch hier hängt die Frage, wie lange und wie tief dieser Seelenschmerz empfunden wird, von der erwähnten

anlagemäßigen Grundstimmung, von der angeborenen Glücksfähigkeit ab. (Ich selbst habe die Erblindung, wie erwähnt, nur in einem so geringen Ausmaß und in einer so allmählichen Entwicklung erlebt, daß sie auf mich eigentlich gar keinen Eindruck gemacht hat.)

Unsere bisherigen Feststellungen führen zu dem Ergebnis, daß der eben besprochenen vierten Gruppe von Glücksursachen — der anlagemäßigen Grundstimmung der Seele — die entscheidende Bedeutung für das Lebensglück des Einzelnen zukommt. Diese auf der angeborenen Anlage beruhende Grundstimmung wird durch die Erlebnisse und Lebensumstände im Wesentlichen nicht berührt, verleiht vielmehr jenen ihr erfreuliches oder unerfreuliches Gepräge. Ob das Leben für einen bestimmten Menschen Paradies oder Jammertal ist, hängt daher von der Beschaffenheit seines Gemüts, niemals aber vom Besitz oder Umfang der Sehkraft ab.

Um ein vollständiges Bild von der gegebenen Sachlage zu erhalten, müssen wir nun die Erträglichkeit unseres Gebrechens noch von einigen anderen Gesichtspunkten aus betrachten. Da fallen zuerst zwei Umstände ins Auge, von denen eine günstige Wirkung ausgeht: das Unabänderliche und das Gleichbleibende des Blindseins. So erklärt sich Schopenhauer[1]) die Gelassenheit, mit der unvermeidliche Uebel hingenommen zu werden pflegen, durch die Erwägung, daß hier keine Wünsche durch Hoffnungen mehr erregt werden können. In der Tat wirkt die Unabänderlichkeit eines Gebrechens sehr beruhigend, insbesondere dann, wenn sie mit einer völligen Unveränderlichkeit gepaart ist. Das wird am deutlichsten, wenn man die Blindheit mit solchen Krankheitszuständen vergleicht, wo der Leidende durch erhebliche Schwankungen in seinem Befinden, durch ein fortwährendes Hin und Her von Besserung und Verschlechterung, von Hoffnung und Enttäuschung erregt und gequält wird. Wichtig insbesondere für den Fall der bewußt erlebten Erblindung ist die Eigenschaft der Seele, daß sie den Gefühlswert eines gleichbleibenden Zustandes mit der Zeit immer schwächer empfindet bis zum gänzlichen Verschwinden der Gefühlsbetontheit. Wie der anfängliche heftige Schmerz über den Verlust eines geliebten Menschen im Lauf der Zeit in gelassene Trauer, in stille Wehmut und schließlich in Vergessenheit verklingt, so wird auch beim Schwinden der Sehkraft das erste grelle Weh durch den Zeitablauf unweigerlich mehr und mehr abgedämpft und in ruhige Ergebenheit umgewandelt bis zum schließlichen Abklingen in unberührten Gleichmut. Nur durch das Hinzutreten neuer Reize kann ein bestimmter Zustand dauernd schmerzlich oder freudig empfunden werden.

---

[1]) Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe Inselverlag) 1. Band, 1. Buch, Kap. 16, S. 138, 139 und 1. Band, 4. Buch, S. 408.

Für die völlig Erblindeten liegt auch in der Endgültigkeit ihres Gebrechens etwas Beruhigendes: blinder als blind kann ich nicht werden: um mein Sehvermögen brauch ich mich nicht mehr zu sorgen.

Sodann wollen wir uns daran erinnern, daß die Blindheit mit keinerlei Beschwerden verbunden ist: kein Schmerz, keine Uebelkeit, keine Beklemmung, keine Mattigkeit, kein Druck, keine Angst. Deshalb ist es begrifflich falsch, wenn das Blindsein als ein „Leiden" bezeichnet und wenn von den Blinden als „Leidensgenossen" gesprochen wird. Auch die ganz harmlos aussehenden und dementsprechend bewerteten Krankheitszustände, die wirkliche unmittelbare Leiden verursachen, müssen daher auf das Wohlbefinden schwerer drücken als die beschwerdelose Blindheit. Man denke nur an den gewöhnlichen Zahnschmerz, an die Muskel- oder Gelenkschmerzen des Rheumatikers, an die Ueberreiztheit und Erschöpftheit des Schlaflosen, an die Beklemmungen und Atemnot des Asthmatikers. Auch jede Art von Stottern ist, wie ich aufs Bestimmteste versichern kann, zehnmal schwerer zu ertragen als der für viel schlimmer geltende Sehmangel. Wer vollends in dem Hörsaal einer psychiatrischen Klinik die dort gebotenen Krankenvorstellungen und Krankengeschichten an sich vorüberziehen läßt, der wird mir darin recht geben, daß im Vergleich zu den schauderhaften Qualen der meisten Seelenleiden und Geisteskrankheiten (Neurosen und Psychosen) das Blindheitsleid wie ein angenehmer Erholungsaufenthalt anmutet.

Wie im Bereich der Bedürfnisse der dringlichere, lebensnotwendigere Wunsch den weniger dringlichen aus dem Bewußtsein verdrängt, so schließt auch das mit stärkeren Schmerzen oder mit unmittelbareren Beschwerden verknüpfte Uebel die Wahrnehmung von anderen geringeren Schmerzen oder von einem weniger unmittelbaren Ungemach aus. Daraus folgt, daß diejenigen Blinden, die mit einer schmerzhaften oder sonst peinvollen Gesundheitsstörung behaftet sind, ein Blindheitsleid kaum oder gar nicht empfinden können. Denn ihre Wahrnehmungsfähigkeit für Unlust ist ja durch den körperlichen Schmerz oder durch die anderen unmittelbaren Beschwerden vollständig in Anspruch genommen und deshalb ihr ganzes Erlösungsbedürfnis zunächst nur auf diese gerichtet. (So waren auch bei mir Aufmerksamkeit und Befreiungssehnsucht stets durch andere krankhafte Zustände von der Blindheit völlig abgelenkt.)

Nun gibt es bekanntlich auch sehr schwere Erkrankungen, die wie Schwindsucht und Krebs auf bestimmten Stufen der Entwicklung ebenfalls keine Beschwerden hervorrufen. In ihrer seelischen Auswirkung sind sie aber im Vergleich mit dem Blindsein dadurch gekennzeichnet, daß hier hinter dem Kranken immer das Gespenst der Verschlimmerung und des Todes steht.

Ob Blindheit oder Taubheit schwerer zu ertragen sei, diese Frage wurde meines Wissens schon öfter aufgeworfen, aber nie beantwortet. Ich denke: Würde unter den Beteiligten eine Umfrage

veranstaltet, so würden höchstwahrscheinlich die Blinden den Gehörmangel und die Tauben den Sehmangel für das größere Uebel erklären, weil eben jeder an sein Gebrechen angepaßt ist und sich damit mehr oder weniger abgefunden hat. Um eine zutreffende Antwort zu erhalten, müßte man daher die Taubblinden fragen. Die Vollsinnigen neigen fast immer zu der Ansicht, daß die Blindheit das schwerere Gebrechen sei. Ich glaube, es wird hier darauf ankommen, ob der Betroffene seiner Anlage nach zu den Augen- oder zu den Ohrenmenschen gehört und ob ihm demzufolge das unmittelbare Erfassen von Menschen und Dingen durch die Schau gemäßer ist, oder ob er mehr zum begrifflichen Denken, zum geistigen Austausch und zur geistigen Gemeinschaft hinneigt.

Eine mäßige Verkrüppelung, wie das Fehlen eines Armes oder eines Beines, stört zweifellos weniger als das Blindsein, ebenso selbst eine erhebliche Einschränkung der Gehfähigkeit.

Von der schweren Armut hebt sich unser Gebrechen dadurch vorteilhaft ab, daß hier die täglich sich erneuende Sorge um das Morgen, das dauernde Bangen um die Fristung des Daseins, wegfällt. Ebensowenig ist hier in aller Regel Raum für Selbstbeschuldigungen und quälende Vorwürfe, wie sie besonders in Fällen gesellschaftlicher Entgleisung oder beruflichen Strandens aufzutreten pflegen.

Jedenfalls dürfte die vorstehende Vergleichung der Blindheit mit anderen Fehlerhaftigkeiten und Uebeln gezeigt haben, daß in Wirklichkeit gar kein Grund dafür besteht, die Blinden mit Bezug auf die Beeinträchtigung des Lebensglücks für „die Aermsten der Armen" zu halten und zu erklären.

Dieser Eindruck wird sich noch ganz bedeutend verstärken, wenn wir uns jetzt vergegenwärtigen, wie der Blinde, namentlich auch im Vergleich zu anderen Gebrechlichen, im allgemeinen gewertet wird. Dabei muß man Neulinge und Kenner voneinander unterscheiden. Wer längere Zeit in irgendeiner Gemeinschaft mit einem oder mehreren Blinden zusammen gelebt und enger verkehrt hat, pflegt ziemlich bald dahinter zu kommen, daß an den Blinden gar nichts besonderes ist, daß sie menschlich genau dasselbe sind wie die Sehenden, genau dasselbe, was sie ohne den Verlust des Sehvermögens auch wären. Deshalb kann man von den Angehörigen Blinder häufig solche Aussagen hören wie „ich vergesse sehr oft völlig, daß mein Mann blind ist", „ich denke für gewöhnlich eigentlich gar nicht daran, daß mein Bruder nichts sieht" usw. Die Neulinge aber, die nur flüchtig oder noch garnicht mit Blinden zu tun gehabt haben, meinen fast immer, unser Gebrechen sei von gewaltigem Einfluß auf die Gestaltung der Persönlichkeit und erzeuge besondere, unter Umständen sogar etwas geheimnisvolle Eigenschaften und Fähigkeiten, die nur den Blinden als solchen eigen seien und sie von den Sehenden grundsätzlich unterschieden. In diesem Irrglauben werden die Uneingeweihten

durch das Schrifttum über Blinde — insbesondere durch die sogenannte Blindenpsychologie und Blindenpädagogik der älteren Zeit — wesentlich bestärkt. In dem begreiflichen Streben, ihre Daseinsberechtigung darzutun, gingen jene Wissenschaften bekanntlich meistens darauf aus, für Blinde bezeichnende, eigentümliche (typische) Persönlichkeitsmerkmale herauszufinden. Die durchschnittliche Vorstellung, die sich die Unaufgeklärten von der „Persönlichkeit des Blinden" machen, ist für die Erträglichkeit unseres Gebrechens deshalb von größter Bedeutung, weil einerseits diese Uneingeweihten im Verhältnis zu den Erfahrenen die erdrückende Ueberzahl bilden und weil andererseits das Bewußtsein des eigenen Wertes in weitem Umfang von der Schätzung durch die Andern abhängt.

In der Anschauung jener großen Masse sind die Blinden abgeklärt, gütig, versonnen, nach Innen gekehrt, erhaben über die Regungen von Neid, Haß, Zorn und Geschlechtlichkeit, zartfühlend, hilflos, sanftmütig, religiös und musikalisch. Der Wahnsinnige erregt Grauen, der Haut- oder Geschlechtskranke Ekel, der Stotterer Heiterkeit und der Neurotiker Aerger, weil man ihn für schlapp und arbeitsscheu hält. Der Taube gilt als mißtrauisch, der Bucklige als hämisch, der Krüppel als nicht vollwertig. Dem lebensgefährlich Erkrankten geht man scheu aus dem Wege. Nur dem Blinden wendet sich das reine Mitleid zu. Man sollte nun annehmen, daß die Blinden darüber mit tiefster Freude und Dankbarkeit erfüllt seien. Das Gegenteil ist der Fall: Wo auch immer von Blinden über ihre Einschätzung durch die Sehenden gesprochen oder geschrieben wird, hört man in unfehlbarer Wiederkehr die Klage über das falsche oder taktlose Mitleid und über das ungerechtfertigte Vorurteil. Wie kommt diese auf den ersten Blick völlig unverständliche Unzufriedenheit zustande? Liegt ihr etwa bloß eine Kränkung des Selbstgefühls zugrunde? Ich glaube nicht. Einleuchtender läßt sich diese merkwürdige Erscheinung mit folgenden Tatsachen erklären.

Ueber das Vorurteil wird immer nur im Zusammenhang mit der beruflichen Leistung geklagt. Die zurückgewiesenen blinden Bewerber um Arbeitsplätze oder Arbeitsaufträge wollen begreiflicherweise nicht einsehen, daß bei gleicher Begabung und gleicher Entlohnung vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus der sehende Arbeitnehmer wegen seiner vielseitigeren Verwendbarkeit, rascheren Arbeitsweise und geringeren Schutzbedürftigkeit stets vorzuziehen ist. Um das Bewußtsein von der eigenen beruflichen Tüchtigkeit nicht zu gefährden, muß in solchen Fällen die Ueberzeugung eingeschaltet werden, daß an dem Mißerfolg nur die Unaufgeklärtheit der Arbeitgeber schuld sei mit ihren unrichtigen Vorstellungen über die Leistungsbehinderung der Blinden.

Das Mitleid des sehenden Neulings ist allerdings insofern falsch, besser gesagt, unbegründet, als es bei den Betroffenen ein Blindheitsleid voraussetzt, das in Wirklichkeit gar nicht oder mindestens

nicht in dem Umfang vorliegt, wie jener meint. Wenn ein Uneingeweihter im Gespräch mit mir das Wort blind offensichtlich und ängstlich vermeidet, was man ja fast regelmäßig beobachten kann, so tut er das in dem Glauben, ich litte unter meiner Blindheit furchtbar und jede Erinnerung daran verursache mir einen neuen Schmerz. Da ich nun aber in Wahrheit gar nicht leide, muß ich das mir entgegengebrachte Mitleid als grundlos und auf einer falschen Annahme beruhend empfinden. Gegen eine solche Leidunterschiebung lehnt sich das Wahrhaftigkeitsgefühl der Blinden auf, was dann in den erwähnten Beanstandungen zu einem vielfach ungeschickten Ausdruck kommt, sodaß sich die doch gutgläubigen und gutherzigen Bemitleider leicht ihrerseits verletzt fühlen können.

Diese Erwägungen leiten uns zu der Frage über, ob das Bewußtsein der Blindheit an sich für den Betroffenen im Hinblick auf seine Umgebung etwas Peinliches oder Beschämendes haben kann. In einer Erzählung von Otto Ludwig aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts findet sich bei der Schilderung eines alterserblindeten übertrieben ehrbaren Geschäftsmannes wiederholt der Satz „er schämte sich seiner Blindheit".[1]) Ich kann mir vorstellen, daß derartige Gefühle, so unbegründet und töricht sie im Lichte des Verstandes auch erscheinen mögen, doch in bestimmten Lebenslagen vorkommen können — so insbesondere in der ersten Zeit nach erfolgter Erblindung und bei solchen jungen Männern, die im Gefühl einer stark ausgeprägten Männlichkeit, die nach kraftvoll schneidigem Auftreten verlangt, die durch das Gebrechen bedingten Abhängigkeiten und Behinderungen äußerst peinlich empfinden. Denn ihr Maßstab für den Wert einer Persönlichkeit ist eben überwiegend auf jene ausgesprochen männlichen Tugenden eingestellt, die sie nun bloß noch sehr unvollkommen zu betätigen vermögen. Daraus entstehen möglicherweise quälende Minderwertigkeitsgefühle, die ihrerseits zu krankhaften oder seltsam anmutenden Abhilfe- und Ersatzmaßnahmen führen können.

Damit sind wir in den Gedankengang der von Alfred Adler begründeten „Individualpsychologie" hineingekommen, in der die Entstehung sehr vieler seelischer (nervöser, neurotischer) Erkrankungen auf einen solchen „männlichen Protest" gegen einen gegebenen Mangel in der körperlichen Beschaffenheit zurückgeführt wird. Wenn man von den unter uns sehr verbreiteten Schlafstörungen absieht, von denen es noch nicht aufgeklärt ist, ob sie von seelischen oder körperlichen Ursachen herrühren, dann wird sich nicht behaupten lassen, daß Blinde mehr zu Neurosen neigen als Sehende. Auch gelingt es nach meinen Beobachtungen den entsprechend veranlagten Blinden fast immer, ihr auf die beschriebene Weise gefährdetes Selbstgefühl zu retten durch eine vernünftige Anpassung ihrer Haltung und ihres Lebenszieles an die gegebenen Umstände.

---

[1]) Otto Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.

Schließlich haben wir uns noch die Frage vorzulegen, ob und inwieweit das Blindsein den Betroffenen von der Gemeinschaft der Sehenden trennt. Für unsere Untersuchung ist das deshalb von erheblicher Bedeutung, weil jeder Ausschluß aus einer wichtigen Gemeinschaft immer sehr schmerzlich empfunden wird. Es läßt sich hier wohl die Regel aufstellen: Die von einem Gebrechen bewirkte Trennung ist um so stärker, je größer die damit verbundenen Hemmungen im geistigen Verkehr sind und je mehr sich dadurch bestimmte für die anderen unverständliche oder unangenehme Absonderlichkeiten herausbilden. Von diesem Standpunkt aus erkennt man sogleich, daß Taubheit, Geisteskrankheit sowie schwere Sprach- und Seelenleiden eine je nachdem höhere oder niederere Scheidewand zwischen den damit Belasteten und der Allgemeinheit aufrichten.

Wenn nun die Blindheit eine Umbildung der Persönlichkeit bewirken, und eine mehr oder weniger absonderliche Eigenart hervorbringen würde, dann müßte auch sie eine trennende Wirkung ausüben. Wer das oben erwähnte seelenkundliche Schrifttum durchsieht, wird wahrscheinlich den Eindruck bekommen, als ob die Blinden im Persönlichen von den Sehenden grundsätzlich verschieden seien, als ob sie ein besonders geartetes Liebesleben, ein eigentümliches Gerechtigkeitsgefühl, eine eigenartige Phantasie, eine besondere Art zu lachen und zu weinen, und selber ein klares Empfinden von einem „Andersein" hätten, ganz zu schweigen von jenen blinden Fabeltieren in Menschengestalt, die angeblich Farben riechen, mit diesen malen und ähnliche Kunststücke ausführen konnten. Das ist natürlich alles Unsinn. Hinsichtlich ihrer Triebe und Wünsche, ihrer Aengste und Sorgen, ihrer Gedankenrichtung und Gemütsbewegung bestehen zwischen den Einzelnen nur Unterschiede nach Maßgabe ihrer persönlichen Veranlagung, niemals aber nach Maßgabe ihres Sehvermögens. Weit eher scheint mir die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stand oder Beruf einen gestaltenden Einfluß auf die Persönlichkeit auszuüben. Es wäre daher meiner Ansicht nach aussichtsreicher und fruchtbarer, etwa eine Bauernpsychologie, eine Seemannspsychologie oder eine Musikerpsychologie zu schreiben als gerade eine Blindenpsychologie. Dabei soll zugegeben werden, daß im Bereich der Sinnestätigkeit und der Vorstellungsbildung gewisse durch das Gebrechen bedingte Besonderheiten bestehen und auch noch weiter erforscht werden können. Diese gewissermaßen seelentechnischen Dinge berühren aber das hier in Frage stehende Gebiet des „Menschlichen", des „Charakterlichen", in keiner Weise. Deshalb kann es auch zwischen Sehenden und Blinden gar keine Schwierigkeiten des gegenseitigen Verstehens geben. Im Sinne der Bedeutung sprechen sie beide die gleiche Sprache, wenn auch die von dem Blindgeborenen verwendeten Begriffe von Sehdingen auf anderen, auf tastmäßig oder phantasiemäßig gewonnenen Vorstellungen beruhen mögen.

Auch der Umstand, daß die Blinden sehr oft auf gewisse Hilfeleistungen der sehenden Genossen angewiesen sind, wird ihr Gemein-

schaftsleben kaum je erheblich erschweren oder ausschließen, weil die Gewährung jener Hilfen in der Regel einem bei dem Spender vorhandenen Opferbedürfnis entgegenkommt oder von anderen lustbetonten Vorstellungen — insbesondere von derjenigen der eigenen Güte — begleitet oder mit keinerlei Unbequemlichkeiten für die Sehenden verbunden ist.

Ausgesprochene Augenmenschen kommen zuweilen auf den Gedanken, ob nicht der Sehmangel die Herstellung einer wechselseitigen unmittelbar menschlichen Beziehung störe. Bei Leuten dieser Art ist ein solches Bedenken sehr begreiflich, weil sie ja die Persönlichkeit des Andern, seine Stimmungen und Gemütsbewegungen ausschließlich durch das Auge beobachten und erfassen. Nun prägen sich aber bekanntlich alle diese Dinge für das Ohr des aufmerksamen Lauschers ebenso deutlich und meist noch unverhüllter in der Sprechweise, im Stimmklang, im Geräusch der Schritte, des Atems und der großen Bewegungen sowie in den sonst hervorgebrachten Lauten aus. Zwischen Menschen, die einander nahestehen oder sich gut kennen, gibt es doch auch Wege des unmittelbaren Verstehens und Einfühlens ohne Benutzung des Gehörs oder Gesichts und das vielleicht gerade für die feinsten und verborgensten Seelenregungen.

Somit stellt die Blindheit im Gegensatz zu manchen anderen Gebrechen und zu den schweren Krankheiten weder ein Hindernis noch eine Erschwerung für das Leben und Wirken des Betroffenen in den von Sehenden gebildeten Gemeinschaften dar. Keine andere Gruppe von wirklich oder vermeintlich Leidenden ist in den Augen der Allgemeinschaft von einem so ungetrübten Schimmer des edlen Duldertums verklärt, wie die Blinden. Keinem wenden sich Mitleid und Rücksicht, Opfersinn und Hilfsbereitschaft in reicherem Maße zu. Das soll endlich einmal mit Freude und Dankbarkeit festgestellt und anerkannt werden! Auf Grund der beschriebenen Einschätzung und Behandlung erscheint der Blinde als der König unter den Leidtragenden. Es wäre gut, wenn die unter ihrem Gebrechen wirklich leidenden Blinden sich öfter dieses Umstandes erinnern und den daraus fließenden Trost in versöhnter Bewußtheit genießen würden.

Ueberblicken wir noch einmal die von uns festgestellten Erscheinungen und Tatsachen, so erwächst uns daraus die begründete Ueberzeugung, daß die zum Dogma erstarrte Vorstellung von der Größe des Blindheitsleides gewaltig übertrieben sein muß und folglich mit der wirklichen Sachlage in der Regel nicht übereinstimmt. Das Leben ist weder für die Sehenden als solche ein Paradies noch für die Blinden als solche ein Jammertal. Ueber beide streut das ehern waltende Geschick seine heiteren und düsteren Lose im gleichen Maße und in der gleichen Weise aus. Die anscheinend zwischen den einzelnen Menschen bestehenden großen Unterschiede in ihrem Beglücktsein und Bedrücktsein pflegen sich außerdem bei näherem Zusehen ganz erheblich zu verkleinern. Nicht auf das Sehvermögen

kommt es für das Lebensglück an, sondern auf die Glücksbegabung. Goethe, der stets als Urbild des Glücksmenschen angesehen wird, sagt im Rückblick auf sein durch Gesundheit und Schönheit, Ruhm und Erfolg, Besitz und Liebe gesegnetes Leben: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinem 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte.[1])

Wenn man von der allerdings entscheidenden anlagemäßigen Glücksbefähigung des Einzelnen absieht, kann man sich überlegen, ob sich mit Bezug auf die Erträglichkeit unseres Gebrechens einzelne Gruppen von Betroffenen unterscheiden lassen. Auf rein gedanklichem Wege kommt man dabei etwa zu folgendem Ergebnis: Für das Mädchen ist die Blindheit schlimmer als für den jungen Mann; denn durch die früher geschilderte schwere Behinderung der blinden Frau im Bereich von Liebe und Ehe, der ohnehin für das weibliche Geschlecht die ungleich größere Wichtigkeit hat, wird ihr in der Regel zugleich auch der sogenannte natürliche Beruf des Weibes, derjenige der Gattin und Mutter, verschlossen. Den älteren Menschen bedrückt das Blindsein im allgemeinen wohl weniger als den jüngeren, weil sich die Triebe — in unserem Falle namentlich der Betätigungs- und der Geltungstrieb — mit zunehmendem Alter abzuschwächen pflegen. Den Reichen dürfte das Gebrechen weniger stören als den Armen, da für ihn die zur Ausgleichung des Sehmangels bestimmten Hilfmittel und Einrichtungen eher zugänglich und die Einschränkungen der Erwerbsfähigkeit unbedenklich sind. Unter der Blindheit leidet vermutlich der lebhafte Erlebnishungrige mehr als der geruhige Beschauliche, der Temperamentvolle mehr als der Gelassene, der Betriebsame mehr als der Versonnene, der Außenleber mehr als der Innenleber, der kraftvoll Männliche mehr als der fügsam Sanfte, der ungesellig Verschlossene mehr als der freundlich Umgängliche, der Vernünftler mehr als der Fromme, der Nüchterne mehr als der Phantasievolle, musikalisch oder dichterisch Begabte oder Genußfähige, der naturwissenschaftlich, mathematisch-technisch Eingestellte mehr als der philologisch, philosophisch, politisch Gerichtete, der vieles Begehrende mehr als der Bedürfnislose, der Ehrgeizige mehr als der Bescheidene; der trotzig Beharrliche mehr als der nachgiebig Anpassungsfähige, der Mißtrauische mehr als der Vertrauensselige. Wer daran glaubt, daß der Charakter durch Erziehung geändert oder gestaltet werden kann — ich für meinen Teil glaube nicht daran —, der müßte also darauf ausgehen, seinen blinden Zöglingen die ihrem Gebrechen gemäßen Eigenschaften anzuerziehen.

---

[1]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, Gespräch vom 27. Januar 1824.

Die Erblindung wird im allgemeinen umso schwerer ertragen und überstanden werden, je später sie eintritt. Deshalb sind die Alterserblindungen wohl am schlimmsten. Das liegt daran, daß nicht nur die Trag- und Widerstandsfähigkeit den Schicksalsschlägen gegenüber, sondern auch die Anpassungsfähigkeit an neue Lebensumstände bekanntermaßen mit dem Alter meistens abnimmt.

Nach all diesen Feststellungen bleibt uns jetzt noch die Untersuchung der Frage übrig, wie die offenbar ungeheure Ueberschätzung des Blindheitsleids in der allgemeinen Auffassung zustande kommt und warum unerschütterlich daran festgehalten wird. Wenn der Sehende versucht, sich eine Vorstellung vom Blindsein zu machen, klingt gewöhnlich bei ihm sogleich das Mitleid an. Mehr oder weniger bewußt stellt er die für das Mitleid wesentliche Beziehung zum eigenen Ich mit dem Gedanken her: Wie schauderhaft wäre es, wenn ich nichts mehr sehen würde, wenn ich mein Augenlicht verlöre! Er denkt eigentlich nicht an die Blindheit, sondern an die Erblindung und meint infolgedessen, wenn er vom Unglück der Blindheit spricht, nicht das Blindheitsleid, sondern das Erblindungsleid. Dieses Leid, das zugegebenermaßen auch in Wirklichkeit fast immer als gewaltiger Seelenschmerz empfunden wird, muß ihm umso größer erscheinen, als ihm ein plötzlicher Verlust der Sehkraft vorschwebt, ohne daß er sich die auf Leidstillung hinwirkenden und die zur Erträglichkeit beitragenden Gründe im Augenblick klar macht. Eine entsprechende Einstellung finde ich in meinem eigenen Bewußtsein vor, wenn ich mir die Lage der Tauben zu veranschaulichen suche. Das führt uns zu dem eingangs erwähnten Schillerwort zurück, wobei ja der Sprecher auch ganz unter dem Eindruck des eben vernommenen Berichts über die Blendung seines Vaters steht und daher die grausig plötzliche Entziehung des Sehvermögens als Erblindungsleid mitleidend nachempfindet.

Was nun die Einstellung des Blinden selbst zu seinem Gebrechen anlangt, so gibt es für ihn mehrere Gründe, die übertriebene Behauptung vom Blindheitsleid unwidersprochen hinzunehmen. Da ist zunächst der Einfluß der sogenannten Massensuggestion, der es auf Grund der ständigen Wiederholung jener Behauptung in vielen Fällen fertig bringen mag, daß sich die Betroffenen nun wirklich für die Aermsten der Armen halten. Dieser Umstand allein genügt aber zur Erklärung noch nicht. Da wir unter uns sind, darf ich wohl ein offenes Wort wagen. Leid verklärt. Wer das über ihn verhängte Mißgeschick mit Würde trägt, erlangt ebenso Bewunderung und Ehre wie der Vollbringer großer Taten.[1]) Deshalb gehört zum Begriff des Helden mit in erster Linie das edle Duldertum. Zum Beweis dessen brauche ich nur auf den übereinstimmenden Anfang der vier großen Heldengedichte des abendländischen Schriftums hinzuweisen. Die Ilias, die Odyssee, die Aeneis und das Nibelungen-

[1]) Vergl. dazu Hölty, Glück, 1. Bd. S. 207.

lied, alle beginnen mit der Ankündigung, die von ihren Recken erduldeten Mühsale und Leiden besingen und im Liede verherrlichen zu wollen. Zum deutlichsten und höchsten Ausdruck kommt diese Wertschätzung des Leides in den Schilderungen der Evangelien vom Leiden und Sterben der gekreuzigten Gottheit. Deshalb ist auch jeder stolz auf seine Bürde und nimmt es meist sehr übel, wenn deren Schwere von den andern nicht eingesehen und anerkannt wird. Jeder will als der am schwersten Tragende dastehen und bewundert werden. Dieses Begehren nach dem Glanz der Märtyrerkrone liegt für den besonders nahe, der wie die Blinden infolge seiner körperlichen Beschaffenheit nicht in der Lage ist, durch kühne Taten Ansehen und Ruhm zu erlangen. In diesem Sinne kann sich die Uebertreibung des Blindheitsleids sogar heilsam und tröstlich auswirken, indem sie dem Betroffenen das wohlige Bewußtsein eines verklärenden Heldentums verschafft. Somit ist es wahrhaftig kein Wunder, daß die Blinden jene für sie so schmeichelhafte und ehrenvolle Auffassung widerspruchslos hinnehmen, trägt doch der Glaubenssatz vom großen Blindheitsleid sehr wesentlich zur Befriedigung ihres Geltungsbedürfnisses bei und hebt damit zugleich etwaige Minderwertigkeitsgefühle auf.

Darüber hinaus bringt er aber noch einen sogenannten unmittelbaren Krankheitsgewinn mit sich. Es ist gut, wenn wir uns einmal die vielerlei Bevorzugungen klar machen, die uns wegen unseres Gebrechens gewährt werden. Allgemein behandelt man uns freundlicher, rücksichtsvoller und schonender als andere. Dem Vollsinnigen pflegt es sehr peinlich zu sein, wenn er einem Blinden etwas versagen, ihm entgegentreten oder ihn gar bekämpfen oder strafen muß. Man billigt uns im gesellschaftlichen Verkehr größere Freiheiten und allerhand Vergünstigungen zu und beurteilt unsere Fehler und Verfehlungen weniger scharf. Auch sind wir von manchen lästigen Verpflichtungen befreit. Diese Bevorzugung wirkt sich bekanntlich zuweilen auch in der Gewährung greifbarer Vorteile aus. So sind ja beispielsweise unter sämtlichen Kriegsbeschädigten die Kriegsblinden sehr erfreulicherweise bei der Versorgung am reichlichsten bedacht worden. Man sieht: es hat seinen guten Grund, wenn die Vorstellung vom großen Blindheitsleid durch die Blinden bestätigt und aufrecht erhalten wird.

Allerdings kann diese Meinung auch zum unheilstiftenden Leidgespenst werden, das bei den Beteiligten eine Art Zwang oder Verpflichtungsempfindung erzeugt, sich nun wirklich unglücklich zu fühlen. Wägt man die praktischen Vorteile und Nachteile gegeneinander ab, so wird man allerdings zu dem Ergebnis kommen, daß die aus der Aufrechterhaltung des Dogmas den Blinden erwachsenden Gewinne bei weitem überwiegen. Auch gebe ich zu, daß in manchen Fällen von unseren Schicksalsgenossen — insbesondere von den Alterserblindeten — ein stets sich erneuender Blindheitskummer empfunden

wird. Noch häufiger mag es vorkommen, daß es für den Betroffenen ein dringendes Bedürfnis oder geradezu eine seelische Lebensnotwendigkeit ist, sich im Bewußtsein eines edlen Duldertums zu sonnen und sich an der rücksichtsvollen Achtung aufzurichten, die seinem vermeintlichen Leid gezollt wird. Den so eingestellten Blinden kann ich nur den dringenden und freundschaftlichen Rat geben, zur Vermeidung einer etwaigen Gefährdung ihres seelichen Wohlbefindens die gesamten vorstehenden Ausführungen für leeres Geschwätz zu erklären, sie zu vergessen und sich auf keinerlei Auseinandersetzungen hierüber einzulassen. Für die andern aber, die, wie ich, kein Blindheitsleid spüren oder brauchen, ist es vielleicht doch ganz wohltuend und aufschlußreich, solchen Gedanken einmal nachzugehen und über diese Dinge ins klare zu kommen. Ob und in wieweit der Einzelne von den dabei erlangten Erkenntnissen und Ueberzeugungen anderen gegenüber Gebrauch machen will, bleibt ja ihm selbst überlassen.

Nun könnte man meiner Darstellung vielleicht den Vorwurf einer gewissen Unehrlichkeit machen, indem man sagte: Die meisten Kümmernisse und Leiden der menschlichen Seele erweisen sich in der grellen Beleuchtung des zergliedernden Verstandes als unwirkliche Schatten, — eine übrigens allbekannte Erscheinung, die, ins Lächerliche gezogen, von Cervantes als Grundgedanke für seinen Don Quichote verwendet worden ist. So kommt es auch hier schließlich nur auf das Kunststück hinaus, das Unglück des Blindseins in überzeugender Weise als grundlos hinzustellen. Darauf habe ich zu erwidern:

Da freilich, wo ein in der Persönlichkeit begründetes, echtes Blindheitsleid vorliegt, müssen unsere Ausführungen wirkungslos abgleiten. Denn wer einen Zustand in Wahrheit als übel empfindet, für den ist er eben ein Uebel, was die andern auch dazu sagen mögen. Sofern es sich aber nur um Leidgespenster handelt, die ihr Dasein lediglich dem Umstand verdanken, daß sie nicht durchschaut sind, kann die zersetzende und aufhellende Tätigkeit des Verstandes zu einer tatsächlichen seelischen Erleichterung, zu der ersehnten Leidminderung führen.

Wenn ich die gewonnenen Ueberzeugungen in eine kurze Formel zusammenfassen soll, so muß diese etwa so lauten: Die allgemein übliche Vorstellung von der Größe des Blindheitsleides ist, an den wirklichen Empfindungen der Betroffenen gemessen, ungeheuer übertrieben. Das Lebensglück des Einzelnen hängt allein von seiner anlagemäßigen Glücksbegabung ab und wird daher durch den Mangel der Sehkraft nicht berührt. Nicht im Lichte des Auges wohnt das Glück, sondern im Leuchten der Seele.

c. 1

BJ1480 Kraemer, Rudolf.
K855 Blindheitsleid und glucksgefuhl.

Date Due			

Buchdruckerei Adolf Wurche
Berlin-Wilhelmshagen, Kaiser-Straße 19